C. A. Tiedge's

Leben

und

poetischer Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenstein,

Königl. Sächs. Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

Zweiter Band:

Tiedge's Mannes- und Greisenalter.

Leipzig,

Verlag und Druck von B. G. Teubner.

1841.

Leben

Christoph August Tiedge's.

Zweiter Band.

Tiedge in Rom.

Im December 1804.

In Florenz verweilte die Reisegesellschaft zehn Tage. Tiedge wurde von einem Fieber befallen, welches ihn von allen Genüssen der florentinischen Kunst und Natur ausschloß. Dafür hatte seine edle Freundin desto ausführlicher die Anschauungen, welche sie in dieser berühmten Stadt eingesammelt, in ihre geistreichen Reisebemerkungen niedergelegt. Tiedge beschäftigte sich mit seinem Reiseberichte, von welchem er seinen Freunden in Berlin, Halle und Dresden, Bruchstücke zusandte, die zum Theil ohne sein Wissen in Zeitschriften abgedruckt wurden.

Den 30. November 1804 verließen die Reisenden das liebliche Florenz. — Noch immer, fährt Tiedge in seinem Reiseberichte fort, umgiebt ein blühendes Leben der Menschen und der Natur unsern Weg. Nur in Stagia, dem ersten Städtchen, das wir berührten, fanden

wir die Einwohner auf den Straßen versammelt, sie trugen auf ihren Gesichtern das Schrecken der verflossenen Nacht, welche sie durch ein starkes Erdbeben aus dem Schlafe gerüttelt hatte; sie traten zu unserm Wagen und erzählten mit italienischer schreiender Lebhaftigkeit den Jammer der Nacht, daß die Thürme wie die Menschen gezittert und die Glocken von selber geläutet hätten. Auf dem halben Wege von Stagia nach Siena kamen wir an einer alten, ganz mit Epheu umstrickten Burgruine vorüber. Diese düstre Schattengestalt aus dem Gibellinenkriege sticht gegen das Jugendleben der Natur umher wunderbar anziehend ab.

Hocherfreulich aber war mir der Anblick von Siena, einer trefflich gebauten, freundlichen Stadt von sechzehntausend Einwohnern. Ihr Umfang und die Menge Kirchen und Klöster deuten auf eine ehemalige weit größere Bevölkerung hin.

Die Stadt enthält nämlich in einem Umfange von mehr als einer deutschen Meile 65 Kirchen, und zählt nicht weniger als 34 männliche und weibliche Klöster. Unter den Heerschaaren der Heiligen wird in Siena mit einem ausgezeichneten Altardienste die heilige Catharina verehrt, die mit dem Heiland in einem unmittelbaren Briefwechsel gestanden. Die Briefe des Erlösers sind von der sündigen Erde verschwunden: sie müssen also, da sie verschwinden konnten, vorhanden gewesen sein.

Den zweiten Tag nach unserer Abreise von Siena, begegnete uns das Gerücht von der Reise des Papstes

nach Paris. Wechsel der Zeiten! Sonst mußten die höchsten Fürsten der Welt nach Rom wandern, um aus den Händen des Papstes ihre Kronenweihe zu holen: jetzt ist der Dreifachgekrönte gezwungen nach Paris zu wandern, um dem übermüthigen Sohne des Glücks die Weihe der Krönung zu bringen. Das Gefolge des heiligen Vaters nöthigte uns unser Nachtlager in Ricorsi zu nehmen, wo wir Mittags schon ankamen. Wir machten daher in dieser höchst romantischen Gegend eine Wanderung nach San=Filippo, einer merkwür=digen, schwefelhaltigen, warmen Quelle. Wir kamen zu ihr durch einen Kastanienwald. Ein dunkles Him=melblau leuchtete warm durch die Bäume; aber welch ein Anblick! Der Boden und die Bäume waren wie mit Reif bestreut, wogegen der mit grünen und gelbrothen Kränzen dazwischen thronende sommerliche Herbst wun=derbar abstach. Wir hörten fernes Geräusch, das, wäh=rend wir gingen, stärker und stärker wurde: es war wie das Rufen eines verborgenen Zaubers, der auf brausendem Wasser fährt. Endlich erblickten wir den schönsten Wasserfall, der, wie ein Verfolgter auf der Flucht, über eine Felsenwand springt, und die Luft mit Schwefeldunst erfüllt, dessen Niederschlag die Pflanzen mit einer weißen Rinde, wie mit Schnee, überzieht, und der Gegend mitten in dem frischgrünenden Herbste ein winterliches Ansehen giebt. Die Gegend umher leblos und stumm; nur das Geräusch des Quells tönt durch die Stille. Wir kehrten entzückt zu unserm be=

schränkten Nachtlager zurück. Der Abend war sanft, die Nacht kam still und frisch über die Apenninen. Einzelne Laute der unter freiem Himmel ausruhenden Heerden, welche wie ein arkadisches Leben Italien durchwandern, klangen durch die Stille der mondhellen Nacht. Den folgenden Tag ging unser Weg über Radicofani durch eine lange Wüste, welche die Nähe des Kirchenstaates ankündigt; diese ganze Strecke erscheint wie ein von Gigantenzügen niedergetretenes Gebirge. Ein Punkt erinnert noch an toskanischen Reichthum. Es ist die Höhe von Aquapendente, so genannt von einem Wasserfalle, der an einer schroffen Felsenwand hängt wie ein in die Luft hinwallender Silbermantel, den die Natur auf diesem Thronsitze um sich geworfen. Von diesen Höhen senkt sich der Blick zum letzten Male in den toskanischen Frucht- und Lustgarten hinab. Alles ist anders, wenn man nach Rom hin die toskanischen Grenzen überschreitet: die Menschen träg, bettelhaft, schmutzig; die Natur wüst, leblos und gefährlich durch die an sehr vielen Stellen herrschende aria cattiva. Wir kamen an einer in Trümmern liegenden Stadt vorüber. Es war der ehemalige päpstliche Grenzort Lorenzo. Die böse Luft, welche beinahe pestartig die Einwohner hinweggerafft hatte, veranlaßte den vorigen Papst Pius VI., die alte Stadt einreißen, und auf einer Anhöhe das Städtchen Lorenzino erbauen zu lassen, wo die Luft gesünder ist. Der Ort liegt an dem See Bolsena, der mit Kastanienbäumen umgeben der öden todten Gegend

einen ſtummen Reiz verleiht. In dem See liegen ein Paar Inſeln, von denen die eine arkadiſch bebaut iſt. In dieſer Wüſte, von der uns der Vetturino grauſe Mordgeſchichten erzählte, kamen wir durch Monteſiascone und Viterbo. In dem letztern Orte wird eine heilige „Roſa" verehrt, von der man uns erzählte, daß ſie, als der Papſt bei ſeiner Durchreiſe ſie beſuchte, die Arme nach ihm ausgeſtreckt habe. Für uns rührte ſie ſich nicht. Montroſi war unſer letztes Nachtlager, das ſchlechteſte auf der ganzen Reiſe; ſchmutzige Weinflaſchen mußten zu Leuchtern dienen, weil die **Signori Soldatini** des heiligen Vaters, der die Nacht vorher hierdurch gekommen war, die Leuchter geſtohlen hatten. Bald hinter Montroſi öffnete ſich die Ausſicht nach der merkwürdigen Stadt, die Jahrhunderte hindurch die Welt beherrſchte. Ich kann die Empfindung nicht ſchildern, die mich durchzitterte, als der Vetturino mir zurief: **la cupola di S. Pietro!** Wie dämmernde Schatten zeichneten ſich in der Ferne am dunkelblauen Abendhimmel die Umriſſe der Peterskuppel, und zeigten den Raum der ewigen Stadt, die neue Tempel und alte Sünden trägt, und nun wie eine große von der wegräumenden Zeit vergeſſene Trümmer da liegt, auf daß ſie ein unvergängliches Zeichen des Fluches ſei, den über Tyrannenfrevel das Schickſal dort ausſprach. Mit klopfendem Herzen rollte unſer Wagen dahin über den Boden, auf dem das laute Leben verſtummte, das vormals aus allen Gegenden des Erdbodens wiederhallte. Aufgeregt wie noch

nie, blickte ich in der weiten Gegend umher. Rechts zieht das Gebirge sich hin, über welches die Sabiner ihre Weiber brachten, auf daß die Römer sie rauben konnten. Vor unserm Wege links erhebt sich der alte Soracte, den Horaz in seiner winterlichen Schneekrone mit kaltem Schauer sah. In einem fernen Thale liegt in schöner Hügelumgebung Frascati, und in derselben Richtung weiterhin ergießt Tivoli, das alte Tibur, seine Kaskaden. Mit trunkenen Blicken sah ich hinüber. „Ja!" rief ich, „da drüben rauscht der Hain, den Horazens Töne beseelten; dort tanzte der blandusische Quell nach lyrischen Rhythmen; dort träumte der Venusiner seine seligen Musenträume, über die Nachtigallen und Tauben hinflatterten." Mit der sanften Musenfreundin, an deren Seite ich saß, feierte ich meinen Einzug in Rom mit Gesprächen von der Heroenzeit der Römer. Sie stellte Vergleichungen an zwischen jenen alten und unsern allerneusten Helden. „Die Franzosen" sagte sie, „gefallen sich offenbar in Nachahmungen der alten Römer." „So ist es," sagte ich. „Bis zum Adler, der bekanntlich ein Raubthier ist, haben es die Nachahmer auch wirklich schon gebracht." So ging es die Flaminische Straße entlang, die durch ihren Namen den hohen Römer verewigt, der im Kampfe gegen die Carthager fiel, hinab über die Milvische Brücke (ponte molle) zur ewigen Stadt. Da sah ich nun unter mir hinschweben den Strom, der im Gefolge der Römergeschichte eine so große Berühmtheit erhalten hat. In der Vorstadt von Rom links und

rechts grauet in Trümmern die Erinnerung der alten Zeit. Zerbrochene Säulen dienen zu Sitzen vor den Hütten der Armuth. Alte Basreliefs schauen aus neuen Mauern hervor. Durch die Porta del Popolo kamen wir auf den Platz gleiches Namens, wo uns sogleich die ägyptische Granitsäule in die Augen fiel, die Papst Clemens XIII. aufstellen ließ. In dem Wirthshause, wo wir abstiegen, blieben wir nur einige Tage und wohnen jetzt auf dem spanischen Platze.

Tiedge's Schilderung von Rom.

Der Spanische Platz. — Der Pincische Berg.

Die Reiseberichte, welche unser Dichter von Zeit zu Zeit seinen Freunden zusandte, hatten keinesweges die Absicht, eine vollständige Reisebeschreibung zu liefern; sie wollten vielmehr blos Mittheilungen sein, worin die Freunde einzelne Nachrichten finden sollten von der Art und Weise, wie sich in seinem innern Leben die neue Welt abspiegelte, die sich besonders in Rom vor ihm aufthat. Da nun solche Mittheilungen, aus frischen Eindrücken geschöpft, lebhaftere Darstellungen enthalten, als die späteren Nachgefühle zu geben vermögen: so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, in dieser biographischen Schrift jene Berichte die Stelle des Erzählers vertreten zu lassen. Sie beginnen mit des Verfassers nächster Umgebung, mit dem spanischen Platze.

Nicht zu den angenehmsten Ueberraschungen gehört der Eindruck, den der spanische Platz auf mich machte. Das Oftgenannte, dessen Name aus der Ferne zu uns

kommt, nimmt unvermerkt und oft sehr unbefugterweise etwas Feierliches an, einen Scheincharacter von Berühmtheit und Größe, wie sich solches an den gangbarsten und genanntesten Zeitungsherrlichkeiten täglich offenbart. Der genannteste unter den römischen Plätzen ist freilich der Spanische, denn fast alle Fremden wohnen in seinem Umkreise; gleichwohl ist er einer der unansehnlichsten und zugleich der unreinlichsten in moralischer und physischer Hinsicht. Bettler in den ekelhaftesten Gestalten umwimmeln ihn; Mörder und was sonst einer schläfrigen Aufmerksamkeit der Gesetze bedarf, findet hier ein Asyl. Seinen Namen hat er von dem Palaste des spanischen Gesandten; diesem steht die Rechtspflege und Polizei über diesen Platz zu, und darum ist er ohne beides.

Die Zufluchtsörter, die sonst Klöster und Kirchen gewährten, hat der jetzige Papst aufgehoben; nur die Wohnungen der Kardinäle haben dieses Vorrecht festgehalten. Auch bilden die Häuser der Gesandtschaften fremder Mächte solche unabhängige Bezirke. Sonst streckte der heilige Vater seine machthabenden Arme in alle Länder der Welt aus; jetzt ist dies Verhältniß umgekehrt; daher entstanden nun die nicht ohne Eifersucht sich durchkreuzenden Gerechtsame und entwickelten jenes römische Protektionssystem, welches die eigentliche Protektion der Gesetze so sehr entkräftet. Der spanische Platz ist ein Theil des berühmten ehemaligen Marsfeldes, welches jetzt tief unter der modernen Roma begraben liegt.

Das Marsfeld — dieser Name, der bald mit Bewunderung und bald mit Abscheu das junge Gemüth einst erfüllte, behauptet auch gegen die spätern Jahre eine gewisse romantische Wirkung, von welcher die feierlichen Ideen eines alten Heldenthums nicht mehr zu trennen sind, in deren Folge jener Name sich der jugendlichen Phantasie einmal bemächtigte. Allerdings treten an diesem Heldenthume Puncte von Hoheit hervor, die verführerisch glänzen und unwiderstehlich begeistern: mit einer solchen Art von Begeisterung bewandert diesen Raum der Fremdling, der die Nachklänge des Alterthums vernahm, und sucht die Stellen zu errathen, an denen die Feier irgend eines großen Gedächtnisses haftet, oder wo das Schicksal irgend eine seiner merkwürdigsten Wendungen bezeichnete. Aber vernichtet oder in Trümmern umhergestreut sind die Denkmale dieses Raumes, der dem rohen Gotte der wilden Kraft gewidmet war. Die Götterwohnungen sind verschwunden; der alte Janus hat seine Stelle verlassen. Die geheimnißvolle Isis, die westlich am Ufer der Tiber ihre Mysterien verhüllte, ist entwichen. Der Armuth anheimgefallen ist der reiche Bezirk, aus welchem große Tugenden und ungeheure Frevel hervorgingen. Bettler sind immer die letzten Erben des Uebermuthes, der seinen Kreislauf vollendet.

Bettler sonnen sich jetzt auf dem Platze, wo Domitian auf einem künstlichen See, zwischen dem Monte Pincio und der Tiber, die grausamsten Seegefechte nachahmen ließ. Die erzürnten Wassergötter haben sich davon

gemacht, bis auf eine verspätete Nymphe, die, seltsam genug, ihren dreifachen Wasserstrahl aus einer Barke emporwirft, wo sie sich eingeschifft zu haben scheint, um jenen Entflohenen nachzusegeln. Der Raum umher hat nur zwei Gebäude, welche Aufmerksamkeit erregen, das eine ist der Pallast des spanischen Gesandten, eine Architectur von ernstem finstern Character; das andere die sogenannte Propaganda, in welcher ehemals junge Leute aus allen Nationen für die katholische Religion erzogen wurden. Die bekannten Ereignisse der Revolution, die sich über Rom hinwälzte, haben die Zöglinge verjagt; die berühmte, fast alle lebende Sprachen umfassende Buchdruckerei ist zerstreut *), die Säle sind öde. Unter andern wohlthätigen Verfügungen, die unter den Schutz des Heiligthums gegeben waren, hatte — laut einer wortreichen Inschrift — ein gewisser Cardinal eine Art von Rosenfest gestiftet, eine Verordnung, aus welcher jungen liebenswürdigen Mädchen von unbescholtenen Sitten, wenn sie heiratheten, eine gewisse Aussteuer gereicht wurde. Die Bedingungen, an welche der Anspruch auf diesen Preis sich knüpfte, waren Unschuld und Schönheit. Der hohe Prälat wollte wenigstens im Tode ein rettender Schutzgeist der Unschuld sein, welcher die verrätherische Gabe der Schönheit zu Theil wurde.

---

*) Man erinnere sich, daß der Selbstbiograph im December 1804 schreibt. A. d. H.

Mit den Revolutionsstürmen sind die sämmtlichen Kräfte der Propaganda gen Westen geflogen, und die römischen Rosenmädchen müssen nun schon ohne jene Krone ihre Siegesfeste feiern. Aus der innern Zerstörung der Propaganda kehre ich zu dem spanischen Platze zurück.

Eine wahrhaft große Zierde dieses Raumes ist die Treppe, die auf den Monte Pincio zu der Klosterkirche della Trinità de' monti hinaufsteigt. Ihr Anblick ist von solcher Wirkung, daß man kaum die geschweiften Absätze wahrnimmt, durch welche sich ihr kühner Aufschwung unterbrechen lassen muß; von ihr erst erhält die Kirche droben die Kraft jenes mächtigen Eindruckes, womit sie den untenstehenden Wanderer ergreift und zu sich hinaufzieht. Würdiger, feierlicher erhebt sich kein Altar der Gottheit. Ich schreite hinauf zu der geheiligten Stätte. Auf der weithin herrschenden Terrasse athme ich geistige, stärkende Aetherluft ein. Aber die Kirche, die so majestätisch auf dieser Höhe zu thronen scheint, da steht sie mit eingeschlagenen Fenstern, wie ein hohläugiges Todtengerippe. Die Franzosen haben sie sammt dem Kloster zerstört.

Aber unversehrt richtet sich hier auf dem Gange, der über den Gipfel des Berges führt, die Erinnerung eines uralten Lebens auf, ein Obelisk von orientalischem Granit. Losgerissen von den Gebräuchen eines alten Glaubens hat er das Symbol eines neuen aufnehmen müssen; aber der hohe Fremdling von Heliopolis

erhebt seine Stirn gegen die Sonne, zu der seine hieroglyphischen Hymnen sprechen, die er geheimnißvoll seinen Bekehrern verschweigt. Jahrtausende voll Verwandlungen und Umwälzungen sind an ihm vorübergezogen, doch er setzt im Angesicht des ewigen Himmels seinen stillen Gottesdienst fort. Hier ist er, obgleich ohne alle Beziehung, die erhabenste Zierde des hohen Ganges, der durch himmlische Lüfte wandelt.

Von dieser unbeschreiblich reizenden Höhe überblickt man am vollständigsten die Stadt, wie sie mit der abgestorbenen stolzen Miene der alten Hoheit in der neuen Versunkenheit daliegt, mitten unter Ruinen die große Ruine des mächtigsten Räuberstaats, der jemals die Erde belastete, der weder für sich selber ein wahres staatsbürgerliches Heil errang, noch andern Völkern zubrachte, die er mit Krieg überzog. Reichlich aufgegangen ist der Same der Selbstvernichtung, den die siegende Roma unter ihren glänzenden Trophäen mit heimbrachte; im Schooße des Friedens, den sie früher mit dem Schwerte zerstörte, dann später mit angeblich segnenden Händen aus der Welt stieß, liegt sie nun da, die wunderbare Stadt, die nicht untergehen, die selbst in den Formen und in dem Geiste ihres Götterdienstes nicht erlöschen konnte. Durch jene christlichen Hallen wandelt unverholen der Schatten des Heidenthums, der seinen Geist dem Wesen des römischen Christenthums einhaucht. Dort in der Nähe der Peterskirche sehe ich den kleinen Tempel, wo die Fiebergöttin (Maria della febbre) den

Fiebergott (deus febris) austrieb und einzog. Nur Eine christliche Tugend, die schon im Heidenthume wohnte, wies das römische Christenthum zurück: es ist die Duldung, die Gott anbetend jede andere Form der Gottanbetung neben sich duldet. Die alten Römer nahmen unter ihre Landesgötter alle Gottheiten der Völker auf, welche sie besiegt und ihrem Staate einverleibt hatten.

Die römische Kirche hingegen verstößt und belegt mit einem Fluche selbst den christlichen Glauben, wenn er nicht römisch-christlich ist. Und so unduldsam gegen Alles, was außerhalb ihrer Zwanggrenze liegt, schreitet gleichwohl die allein Seligmachende im abgetragenen nur neu aufgestutzten Kleide des alten Heidenthums einher. Wenn der Wanderer unter den benutzten und nicht benutzten Ruinen umher schaut, so ist es, als ob ihm die alte Roma ihre Trauergeschichte erzähle durch stille melancholische Worte; denn nirgend schattet die Vergangenheit so grell in die Gegenwart herein als hier. Rom, vormals ein weit hinleuchtender Vulkan, der seine Alles vor sich niederwerfenden Lavaströme kriegerischer Züge mit unersättlichem Stolze über die ganze Welt hingoß: er ist ausgebrannt, — pilgernde Fremdlinge wandern zu seinem verstummten Krater! Wie Seufzer, die aus der Vergangenheit herüberklagen, zirpen einsame Grillen auf den ausgestorbenen Fluren. Welch' ein Wechsel der Dinge! Da stehen die sieben Hügel, vormals die Beherrscher der Welt! sie sind Mönche geworden, und ihre Siegeshymnen haben sich verwandelt in unharmonischen

Klostergesang. Von ihnen ging Zerstörung aus, zu ihnen kehrte sie zurück. Hier, wo das übermüthigste Volksleben durcheinander wogte, schleicht die Auszehrung des Mönchthums umher. Nichts ist mehr, was es war. Nur sie, die freundliche Sonne, die Licht- und Lebensquelle der Schöpfung, wendet unwandelbar ihr ewig junges Angesicht den vergänglichen Schöpfungen der Menschen zu. Die Vergangenheit ist für sie ein Gestern, die Gegenwart ein Heute. Gestern strahlte sie eben so viel heidnische Tempel an, als heute christliche Kuppeln und Thürme. Rom ist die Kirchenstadt des Kirchenstaats. —

Kontraste. — Villa Medici.

Diese Kirchen, diese Paläste, diese Klostergärten, alle diese glänzenden oder sanften Stellen, verbinden sich in der Seele zur Einheit eines großen Gemäldes; aber schneidende Gegensätze von Elend und Pracht, Armuth und Fülle, werfen störende Flecken darauf. Hier ganz in meiner Nähe, wo diese Höhe südlich abwärts zu der Stadt hin in zwei Straßen ausläuft, schließen sich an die Kirche Hütten voll Armuth und Schmutz; dennoch zeigen diese Hütten eine gefällige, edle, zuweilen üppige Architectur, die von ehemaligem Wohlstande zeugt. An dem Hause, neben welchem sich dieser Hochweg in die zwei Straßen Strada felice und Strada gregoriana zer-

spaltet, tritt ein überaus freundlicher Balkon hervor, ruhend auf einer niedlichen Colonnade, die freilich den Schmutz der Bewohner und deren Vernachlässigung theilen muß.

Ich wende mich ostwärts. Dort auf der Höhe thront die Villa Medici mit ihren beiden weißen Thürmen, die ihr mehr das Ansehen eines reichen Klosters, als die Majestät eines königlichen Prachtgebäudes geben. Die Sonne blendet und brennt. Aber am Ende des Schattenganges vor dem Hauptthore, das zur Villa führt, lockt eine sanfte Dryade den einsamen Wanderer in ihre süße Kühlung.

Immergrüne Steineichen weben über diesen stillen Vorplatz mit ihrem dunkeln Laube einen dichten Schatten. Aus den Zweigen spricht die heimliche Hamadryade zu der holden Nymphe, die unter der sanften Beschattung ihren Wasserstrahl ergießt. Man tritt in das heilige Dunkel. Ein frischer Morgenwind, der durch die Haine der Villa fuhr, überschüttet mit einer Fülle von Wohlgerüchen diese Stille. — Ausgeruht und gestärkt durch die grüne Beschattung, trete ich in die Villa. Einige Stufen aufwärts führen zu einer Halle, wo Säulen von Marmor und Granit mehre schöne Portale bilden. An der Außenseite der Halle, über den Portalen, sind antike Basreliefs angebracht: zwei Wanderer ruhen unter einem Baume; Diana schreitet mit ihrem nächtlichen Gefolge durch den Wald u. s. w. Der Garten selbst, der den Umkreis von dritthalb Stunden

ausfüllt, bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Anlagen dar, die eine ansehnliche Bevölkerung von Göttergestalten belebt. Man weiß nicht, wohin man zuerst sich wenden soll. Führe mich denn ein Lorbeergang dem nördlichen Ende des Gartens zu. Ein steter Wechsel von waldichter Wildniß und zierlichem Gartenschmuck, von offenen Plätzen und geheimnißvollen Wegen, die zu Ueberraschungen führen, erhält die Aufmerksamkeit in fortwährender Spannung. Am mächtigsten überraschen die Einschnitte an den wirkungsreichsten Stellen der hohen Lorbeerwände; jeder stellt ein Landschaftsgemälde dar, wo die Wirklichkeit zur Täuschung und die Täuschung zur Wirklichkeit wird. Lange heftet man aus der Ferne den Blick auf ein solches Gemälde und ist betroffen, endlich in der Nähe die Natur selbst zu sehen. Ein anderer Weg als der, den ich kam, führt mich zu neuen Ueberraschungen. Er senkt sich bald in ein reiches Blumenthal hinab, bald schwingt er sich, überschattet von bacchischen Thyrsusstäben, über einen luftigen Rebenhügel hinweg; dann windet er sich durch einen kleinen Limonenwald, und endlich stehe ich wieder vor dem Portale der Halle, von welcher ich ausging. Ich durchwandere nun die Säle, wo die höhern Muster der Bildnerei aufgestellt sind. Ein sterbender Fechter, welch' ein erschütternder Anblick! Es ist, als hörte man die Seufzer des versinkenden Lebens. Aber im höchsten Triumph männlicher Schönheit prangt hier im Gipsabguß ein Apoll, wovon das Original sammt der hochbe-

rühmten Gruppe der Niobe nach Florenz gewandert ist. Dann entzückten mich noch die allerliebsten Basreliefs an einigen antiken Altären und an einer großen schönen Vase. Dort Bacchantinnentanz, leichte, fröhliche Freude; hier der höchste Ernst einer tragischen Weihe, die Aufopferung Iphigeniens darstellend. Das blühende Jugendgesicht der hohen Königstochter spricht Ergebung aus. Die Vollendung des entsetzlichen Verhängnisses erwartend sitzt sie in einer edlen Stellung an dem eigenen Opferaltare.

Die Villa Medici. — Aussicht auf Rom.

Diese Villa ist die einzige, welche innerhalb der Stadtmauer liegt, die Aurelian aufführen und über diesen Berg — damals schon von den Besitzungen einer patricischen Familie Pincii, der Pincische genannt — ausdehnen ließ.

Hier steigt das Gemüth so gern zu der Schattenwelt des Alterthums hinab. Ursprünglich als die Römer in Lehmhütten wohnten, und vor thönernen Götterbildern beteten, als Curius die Samnitischen Friedensgesandten bei einem Rübengerichte, das er selbst zubereitete, annahm und ihre Geschenke zurückwies, da waren diese Anhöhen mit Gemüsegärten bedeckt. Späterhin erstreckten sich bis hierher die Gärten des durch seinen Cäsar so sehr bereicherten Sallustius. Verschiedene

Tempel und ein Porticus von tausend Säulen prangten in diesen Gärten; sie umfaßten einen ungeheuren Raum, in dem sich jetzt mehre neue Besitzungen theilen. Zur Zeit der despotischen Gewalt fielen diese Gärten dem räuberischen Fiscus anheim; die Asche des Wüthrichs Nero wurde auf dieser Höhe, vermuthlich da, wo das Gebäude der gegenwärtigen Villa steht, beigesetzt. Das Grab des unersättlichen Tyrannen ist verschwunden, eine gräßliche Unsterblichkeit hält sein Andenken fest. Aber ich wende mich zu dem Belvedere, welches die Gallerien verheißen, so die Thürme des Hauptgebäudes umgeben. Da nun entfaltet sich vor meinen Blicken die Stadt der sieben Hügel sammt ihren Umgebungen von allen Seiten. Dort westlich erblicke ich merkwürdige Puncte. Die Denksäule Mark Aurels, die Rotunde oder das Pantheon; und jenseit der Tiber tritt herrschend die Peterskuppel hervor, die neben sich alles Große verkleinert und alles Hohe darniederdrückt. Darüber hinaus schließt sich von Norden der Vaticanische Hügel dem alten Janiculus an, welche beide, so wie auch der Pincio, ursprünglich zur Stadt nicht gehörten. Aber die Menschen, die dort unten nisten in den berühmten Trümmern, haben von ihren frühern Vorfahren nicht die einfache Sitte, nicht die Kraft geerbt; von den spätern blieb ihnen der Aberglaube zurück und der Müßiggang. Müßig erscheint hier selbst die Natur. Mein Gedanke durchirrt jene leblose Wüste, in der wie ein Oase die Ruinenstadt liegt. Dort trugen ergiebige Wasserleitungen die entferntesten

Quellen zur Stadt, von denen jetzt noch drei im Gange sind. Nördlich kommt von den Höhen zwischen Tibur und Präneste die jungfräuliche Nymphe aqua virgo, welche Augustus Schwiegersohn Agrippa zur Stadt führen ließ. Festlich, als eilte sie zur Weihe der alten römischen Hausgötter, wandelt sie auf den Wölbungen prächtiger Bogen, tritt nahe am Pincischen, jetzt verschlossenen Thore in die Stadt, rauscht unter mir durch die unterirdischen Säle der Villa und ergießt ihre Urnen umher. Ueberhaupt erscheinen Wasser- und Feuerwerke hier in ihrer höchsten Vollendung.

Ich werfe noch einen Blick der Betrachtung auf die merkwürdige Stadt, welcher das Schicksal zweimal die Herrschaft der Welt verlieh und entriß, wie sie nun kraftlos an ihre Hügel sich lehnt und von dem immer mehr und mehr verkümmerten Almosen ihrer letzten Verhängnisse lebt.

Ende Decembers 1804.

Wir erfreuen uns hier noch der heitersten Tage. Eine unaussprechliche Milde quillt wie ein frischer Lebenshauch aus dem dunkelblauen Himmel herab; die herbstliche Flora, ein reiches Füllhorn ergießend, ist durch die römische Wüste gezogen. Nicht nur zwischen den bemoosten Ruinen der römischen Flur, sondern auf den Dächern sogar tritt eine frische Pflanzenwelt auf. Es ist, als habe der Frühling den zweiten Act, oder

die Fortsetzung seines durch den voreiligen Sommer unterbrochenen Opferfestes in diese Tage verlegt. Der Herbst ist die eigentliche Wonnezeit der Römer. Das reinste gesundeste Leben rinnt ihnen jetzt in allen Quellen und duftet ihnen aus Blumen, Citronenblüthen und Myrten entgegen. Die Blumengöttin und der Weingott, die bei uns so weit auseinander stehen, verbinden sich zu dem süßesten Verein, um zu bereichern und zu verherrlichen diese Festtage der römischen Welt. Die gemäßigten Ost- und Nordwinde haben die Atmosphäre abgekühlt, aus der Apoll in den heißen Julius- und Augustmonaten häufig tödtende Pfeile herabsendet. Der erste Herbstregen löscht die heimlichen Flammen aus; Gesundheit athmen nun die durch böse Luft berüchtigten Stellen, zu denen das vaticanische Thal gehört, welches schon Tacitus crebris febribus famosum nennt. Jetzt ist die Zeit der Gewitter, die mit heftigen Regenschauern herabstürzen, Fruchtbarkeit über den dürren Boden ausströmen und eine anhaltende Morgenfrische herbeiführen, aus welcher noch die heiße Mittagsstunde Kühlungen schöpft. Wohin das Auge sich wendet: überall kommen ihm reizende Einladungen entgegen zu Genüssen in der offenen Natur. Die ewig heitern und muntern Najaden, die mit ihren lieblichen Wasserspielen die öffentlichen Plätze beleben, scheinen fröhlicher zu scherzen. Ich folge den süßen Lockungen und schreite gestärkt und selig über den vaticanischen Hügel zu dem alten Janiculus, dem höchsten unter den römischen Bergen hinauf, den

man montorio nennt. Welche Ruhe, welche süße Einsamkeit empfing mich da droben! Da erholte ich mich von der Anstrengung, die das Aufsteigen kostet. Erquickende Kühlung wehte mich an. Klar und rein die Luft, die mit dem Rebenlaube spielt, Heiterkeit über die finstern Cypressen ergießt und sich, als wäre sie trunken vom dem Dufte der Citronenblüthe, auf dem Pinienhain wiegt, der aus der Villa dort aufsteigt und mit seinen aneinander geschmiegten flachen Gipfeln eine schwebende Wiese bildet, die Zoëga das Bett der Diana nennt. Ich verlasse meine Ruhestatt und schreite hoch durch den Aether, wie ein Seliger, der tief unter sich das Treiben der Welt sieht. Es sind zwei Höhenpuncte, von wo aus sich das neue Rom und die trümmervolle Mahlstätte des alten am vollständigsten überschauen läßt: es ist der Pincio und der noch höhere Janiculus; anziehender und reizender als jener, ist dieser. Schon die tiefe Einsamkeit, die erhabene Stille, die hier waltet, heiliget und weihet diese Höhe zu einer Friedensstätte dem fühlenden Denker, der es liebt, zurück zu schauen in die Urgeschichte der Menschheit; und dann diese Urgeschichte selbst, die in einem dämmernden Sagenkreise den Janiculus umschwebt, giebt eine hervortretende Bedeutsamkeit seinen Höhen. Von hier aus läßt die Fabel den heiligen Janus in Gemeinschaft mit dem Saturn das goldene Zeitalter regieren. Anmuthig schimmert aus diesem Nebelduft der fabelhaften Ferne die Erzählung von dem Beginne der Menschheit hervor,

wie sie noch in hirtlicher Einfalt und kindlicher Unschuld im seligen Schooße der Ruhe von den süßen Früchten des Friedens lebt. So hat jedes Volk, wie jeder Mensch und die gesammte Menschheit selbst, ein verlornes kindliches Paradies zu beklagen. Welche Bewandtniß nun es auch haben mag mit der Quelle solcher Sagen von einem goldenen Zeitalter, die über den ganzen Erdboden wandeln: so leuchtet aus ihnen immer die Ahnung eines Paradieses hervor, die in jeder Menschenbrust wohnt.

Aber die römischen Saturnalien, die in spätern Erinnerungsfesten nachgespielt wurden, nahten sich ihrem Ende: das Verderben war geboren. Das Volk brauchte Gesetze; Numa gab sie; der friedsame König Tullus Hostilius hielt die Verfassung zusammen. Die allmälige Ausbreitung des kleinen Staates brachte ihn in die Nähe und folglich in Zusammenstoß mit andern Völkern. Nachbarschaft ist die Mutter der Feindschaft. Die ersten Siege, welche die römischen Schaaren erfochten, weckten in ihnen die Kampflust und diese erzeugte den Riesen des Heldenthums, der gewaltig zertretend, zermalmend die Länder durchzog. Am lebendigsten und trotzigsten erscheint diese Riesengestalt in der Sage von dem Horatius Cocles, der mit Aufopferungsentschlüssen die Hetruskerschaaren des Porsenna von der Brücke zwischen dem Janiculus und der Stadt zurückkämpfte, die Brücke abbrechen ließ, durch den Strom schwamm, die ihm nachgesendeten hetrurischen Pfeile und Lanzen mit

dem Schilde auffing und triumphirend aus dem Fluße in die Umarmungen seiner Mitbürger sprang.

Ein früher Glaube und spätere Erinnerungen weihe=ten demnach den Janiculus zu einer geheiligten Stätte. An dem nördlichen Abhange desselben, der den vaticani=schen Hügel bildet, wurde ein Heiligthum errichtet, das Vaticanum genannt, von den Vaticinien, Orakelsprüchen, die hier ausgegeben wurden. In allen andern Tempeln wurden der Gottheit Verehrungen und Opfer darge-bracht: hier wohnte sie selbst und that durch den Mund der Prie=ster ihre Entscheidungen kund. Das alte Götterhaus ist verschwunden, seine Stelle hat ein christlicher Tem=pel ersetzt. In diesem nun läßt sich eine neuere prieste=rliche Stimme vernehmen, die nicht minder unfehlbar, als jene alte, Gottesurtheile verkündet.

Mit solchen Gedanken und Träumen in das Vormals und Jetzt vertieft, ging ich meinen einsamen Weg zum Janiculus höher hinauf. Der Weg führte mich an einer zierlichen Kapelle vorüber, womit ein spanischer König die Stelle bezeichnet hat, wo Petrus angeblich den Mär=tyrertod erlitten haben soll. Nun vernahm ich ein fer=nes leises Geräusch. Es war als schliefe die Natur in einer verborgenen Grotte und spräche in Träumen. Ich kam näher und erblickte einen vierfachen Wasserstrahl, der aus einer freundlichen, mit schönem Säulenschmuck umgebenen Architectur hervor, in ein marmornes Be=cken springt und das lieblichste Wasserspiel in Bewegung setzt. Die Nymphe, welche hier ihre Urne ergießt, kommt

aus dem sabatinischen See, von wo Trajan diesen Quell zur Stadt führen, Pabst Paul V. aber aus dem Verfall herstellen ließ: daher der Name aqua Paulina. Außer den Trümmern einer von den Franzosen zerstörten Franciskanergesellschaft, ist diese Quelle das einzige Leben, welches sich in dieser lieblichen hohen Einöde bewegt. Aber der Gesichtskreis, der sich hier aufthut, ist das erhabenste Belvedere. Da sah ich sie denn wiederum in ihrem ganzen Umfange die alte Roma: da liegt sie vor mir, wie ein aufgeschlagenes Erinnerungsbuch, in welches die vorübergezogenen Jahrhunderte mit dauernden Zügen ihre Namen geschrieben. Dort tritt das allergrößte Werk der neuern Baukunst, die Peterskuppel, hervor, der Punct, der sich auf das höchste Verhältniß des Menschen bezieht, auf sein Verhältniß zu Gott. Darüber hinaus erhebt sich aus der trümmervollen römischen Wüste ein zerfallener Riesenbau, das allergrößte Werk der alten Baukunst, der Punct, der auf die tiefste Verderbtheit der menschlichen Natur hindeutet: das Coliseum. Das Ziel meiner nächsten Wanderung sei dieser Coloß.

Rom, Januar 1805.

Viel hatte ich von der Kunst der römischen Improvisatoren gehört; mich verlangte daher sehr nach einigen Proben. Und so hörte ich denn ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, die ihre Sache recht gut

machte. Der Inhalt ihrer Verse mochten Erinnerungen aus italienischen Dichtern sein; aber die unvorbereitete Verbindung derselben verdiente doch Bewunderung. Uebungen in dieser Kunst gehören mit zu den Forderungen der Erziehung, und sind nicht nur eine beliebte Unterhaltung der höhern Stände, sondern auch das gemeine Volk liebt, mit improvisatorischen Wettkämpfen sich zu belustigen. Auch ist der Sinn für Poesie unter den verschiedenen Volksklassen durchaus allgemein. Die Tochter eines armen Maurers aus Aricia hörte ich Stanzen aus Tasso declamiren, mit einem Feuer, welches sich in ihren dunkeln Augen abspiegelte. Ihren Lieblingsdichter Metastasio wußte sie auswendig. Nur muß man sich unter dem gemeinen Volke in Rom keinen Pöbel denken, wie er sich etwa in London, Paris und andern großen Städten umhertreibt. Der römische Lastträger spricht dieselbe Sprache, die man aus dem Munde des vornehmsten Geistlichen hört. Die Sprache ist der Sittenmesser eines Volkes. Der Landschaftmaler Reinhart führte mich in eine Osteria — ein gemeines Wirthshaus. Das Lokal sah mehr einer dumpfen, dunkeln Höhle als einem häuslichen Gemach ähnlich; es hatte keine Fenster; das Licht kommt, wie die andern Gäste, zur Thüre herein. Da saßen nun an einer Tafel, die vom Eingange bis an das Ende der Höhle reichte, mehrere Schiffsleute, die sich mit improvisirten Liedern und Wechselgesängen ergötzten, welche leicht besser sein konnten, als der Wein, der sie dazu

begeisterte. Als wir eintraten, rief der Vorsänger: „cantiamo una anacreontica!“ und begann sogleich mit gellender Stimme seine Strophe; sein Schiffs- und Musengenoß sang die Gegenstrophe mit derselben Nerven erschütternden Kraft. Ich konnte nicht lange verweilen. Der poetische Lärm dieser Musen hatte mich sehr betäubt, und von dem sauern Duft ihrer Hippocrene war mir der Kopf eingenommen. Den folgenden Tag sandte mir der Vorsänger ein von ihm verfertigtes episches Gedicht zu. Den wohlgebauten achtzeiligen Stanzen sah man es an, daß der Verfasser seinen Tasso fleißig gelesen. Der Gegenstand der Dichtung war die Ankunft des heiligen Francesco in den Wohnungen der Seligen. Der Heilige erscheint vor dem mit Sternen eingefaßten Strahlenthore des Himmels; die Thürflügel fahren auseinander; Petrus tritt heraus und bewillkommt den heiligen Mann mit einer tiefen Verbeugung; aber die heilige Dreifaltigkeit im höchsten Festschmuck kommt dem ausgezeichneten Himmelsgast entgegen. Gott der Vater in hoheitvoller Würde und majestätischer Haltung neigt ein wenig das Haupt und greift mit der rechten Hand nach der Krone, als wenn er sie abnehmen wollte, läßt sie aber doch sitzen. Gott der Sohn mit einer leutseligen Freundlichkeit, die durch den Himmel leuchtet, senkt auf ihn seinen gnadenvollsten Blick. Maria gekrönt und mit dem schönsten Schmuck der Himmelskönigin geziert, an der Hand ihres Sohnes, wirft ihm einen Kuß zu. Endlich Gott der heilige Geist, von dem

der Dichter nichts weiter zu sagen weiß, als daß er eben auch dabei war. Hinter der heiligen Dreifaltigkeit folgen die vornehmsten Herrschaften des Himmels: die Evangelisten und Apostel. Den Zug schließen, Triumphlieder singend, Schaaren von Engeln; das übrige Publicum des Himmels steht in Haufen zuschauend und frohlockend umher. Christus reicht dem neuen Heiligen die Hand: und so wird der heilige Francesco tiefer in den Himmel zu den glänzenden Sitzen der Seligen geführt. Man setzet sich; die Engelchöre schweigen. Gott der Vater ruft einen Engel herbei, und befiehlt ihm aus der Hölle denjenigen Satan herbei zu holen, der dem würdigen Francesco auf der Erde so viel Böses zugefügt. Der Engel fliegt auf und bringt den Satan zur Stelle. Dieser erscheint in seiner gräßlichen Schwanzgestalt. Zehn Schritte um ihn her ist Nacht. Um ihn recht zu demüthigen, zeigt ihm Gott der Vater den neuen Heiligen in seiner Glorie. Das Nachtgesicht verfinstert sich. Nun befiehlt Gott der Vater dem bösen Geiste, in dem Himmel umher zu traben, und die sämmtlichen Heiligen und Seligen zu dem Ehrenfeste ihres angekommenen Himmelsgenossen einzuladen. Der Satan brummt, und geht. Posaunenklang schallt durch die seligen Räume. Der schwarze Botschafter kehrt zurück und berichtet, daß die Eingeladenen sammt und sonders zugesagt haben, zu erscheinen. Gott der Vater nickt und stößt mit einem Fußtritt den unsaubern Geist zu dem Höllenpfuhle zurück, damit er nicht länger den heitern Lichtraum mit seiner

finstern Gegenwart beflecke. Nun beschreibt unser Dichter das Ehrenfest. Es besteht in Gesängen, Chören, Posaunengeschmetter und Tänzen der Engel mit den Seligen. Maria beginnt mit dem neuen Himmelsgast den Tanz. Die heilige Dreifaltigkeit tanzt nicht mit.

Mag man über diese Dichterei lächeln! Aber so lange die Dinge in dem römischen Kirchenwesen stehen, wie sie stehen, ist solchen Darstellungen nichts Abgeschmacktes, nichts, was nicht folgerecht wäre, vorzuwerfen. Wenn es in Italien nicht an einer Leipziger Büchermesse fehlte, so würde sich auf Rom schon längst, wie auf unser liebes Vaterland, eine poetische und überhaupt literarische Sündfluth ergossen haben: so aber behelfen sich die Römer mit einer leidlichen Ueberschwemmung handschriftlicher Sonette und mit dem Improvisiren. Vormals zogen Improvisatoren von Handwerk durch Italien. Noch vor wenig Jahren ist ein solcher Troubadour in Rom erschienen. Er ließ sich nicht nur in den vornehmen Gesellschaften hören, sondern sang auch dem Volke auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen seine fröhlichen und romantischen Lieder; sammelte dann von den Zuschauern seinen Ehrensold in den Hut, zählte davon so viel zurück, als er für seine kleinen Bedürfnisse für den Tag brauchte, warf den Rest unter das Volk und ergötzte sich an dem Getümmel, welches über das ausgestreute Geld herfiel. Das nenne ich mir ein lebendiges poetisches Dasein!

Coliseum.

Unter den großen Trümmern, welche die Mahlstätte der alten Roma bezeichnen, ragt vor allen die für die römische Geschichte so merkwürdige Ruine des Coliseums hervor, merkwürdig sowohl in sittlicher als in staatsbürgerlicher Hinsicht. Auf welcher Stufe der Verderbtheit und Verworfenheit muß ein Volk stehen, welches, wie unter Titus, hundert Tage hindurch von Früh bis zum Abend da sitzen kann, um einem Schauspiele zuzusehen, in welchem, zur Ergötzung der Zuschauer, Menschen mit Menschen kämpfend einander umbringen, oder sich von wilden Thieren, wenn sie nicht erlegt wurden, zerreißen lassen mußten! Und solche Erscheinungen der gräßlichsten Barbarei sind es, die mitten in dem Glanze der höchsten Verfeinerung da stehen, — und eben dieses Volk vermaß sich, andere Völker Barbaren zu schelten! Auch in Ansehung der staatsbürgerlichen Verhältnisse ist jener Rest des Vespasianischen Amphitheaters merkwürdig, indem es überhaupt an die blutigen Circusspiele erinnert, von denen die Unruhen ausgingen, welche die Vorläufer und Vorspiele der großen Parteiungen waren, die den Fall der Republik herbeiführten. Die Ankündigung eines Fechterspiels setzte das Volk in Entzücken und Zwist. Es bilden sich Parteien für diese oder jene Fechtergattung, die nach Farben und Nationen unterschieden wird. Die Reichen und Großen der Stadt, um das Volk für ihre eigennützigen

Zwecke zu gewinnen, waren genöthigt, Circusspiele zu geben, und zu diesem Behuf Fechterschaaren zu vielen Tausenden in ihren Ergastulis zu unterhalten. In diesen Schaaren stand ihnen zugleich eine bewaffnete Macht zu Gebote, mit welcher sie ehrgeizige Absichten gegen den Widerspruch des bereits entkräfteten Senats durchsetzen konnten. Jene Theaterparteiungen dauerten späterhin unter den Kaisern noch fort, die Theil daran nahmen. Einen Bürger, der sich für die thracischen Fechter erklärt hatte, ließ, wenn ich nicht irre, Domitian auf die Arena schleppen, mit dem höhnischen Ausrufe: ein Freund der Thracier werde sich im Kampfe versuchen. Solche geschichtliche Erinnerungen umgeben die Ruine des Coliseums mit einer anziehenden, obwohl schauderhaften Bedeutsamkeit. In gespannter Erwartung nahe ich mich ihr. Mein Weg geht durch die heilige Straße, wo vormals der Oberpriester und die geweihten Vestalinnen wohnten. Jetzt nahe ich mich dem Friedenstempel, dessen ungeheure Trümmer am Campo vaccino, dem ehemaligen Forum romanum, verwittern. Schräg in westsüdlicher Richtung das Forum durchschneidend, geht der Weg durch den Triumphbogen des Titus: und da liegt sie nun vor mir, die gewaltige Ruine. Der Boden umher ist von den darunter liegenden Trümmern uneben. Der Raum, der eine Fülle von Gegenständen der höchsten Bewunderung getragen, gleicht jetzt einem schlechtaufgeräumten Schlachtfelde, das den Wanderer mit halbbedeckten Gebeinen anschreckt.

Das ungeheuerste Gerippe ist das Coliseum. Von der anderthalbhundert Fuß hohen Ringmauer steht nur noch die westliche Seite. Die untern Bogen zeigen, wie tief es verschüttet ist. Jetzt umfängt mich der einsame innere Raum. Vespasian begann und Titus vollendete den Bau, wo nicht nur Fechterspiele, sondern auch — da eine gehörige Fülle von Wasser eingelassen werden konnte, eben so mörderische Nachahmungen von Seegefechten gespielt wurden. Das durch Aquäducte herbeigeführte Wasser in den untern Behältern diente zugleich dazu, den durch das Kampfgewühl erregten Staub niederzuschlagen und die Arena zu befeuchten, indem es durch Seitenröhren, künstlich emporgetrieben, in einem nebelartigen Staubregen kühlend niedersank. Schauder durchschüttern den Fremdling, der diese finstern, grün überwachsenen Hallen durchwandert, die jetzt Zufluchtsörter für Bettler sind. Die Regierung läßt gegenwärtig die untern Räume aufgraben. Lucangeli, ein Architect von vielem Geist und classischer Bildung, leitet das Geschäft. An der erhaltenen Seite sind noch die Stellen bemerkbar, wo die Maschinerie angebracht war, vermittelst welcher der ungeheure Raum mit buntgestreifter Leinwand überspannt wurde, die gleich einem malerischen Wolkenhimmel über der Versammlung schwebte, um die brennenden Sonnenstrahlen und den Regen abzuhalten. —

Ich versetzte mich in die Zeit, als Rom von blutgierigen, tollen Cäsaren beherrscht und zerfleischt wurde.

Das Marsfeld öde; dort keine Comitien mehr; die entscheidende Volksstimme ist verstummt! Vom Palatin herab erschallen die Aussprüche der Gewalt. Die Gesetze dienen dem eisernen Scepter; sie sind, wie das Volk, Unterthanen und Knechte geworden. Die entartete seelenlose Masse braucht keine Gesetze mehr, keinen Senat, nur „Schauspiele" will sie und „Brod." Der erste Tag eines Fechterspieles wird mit mehr Ungeduld erwartet, als eine Siegesbotschaft. Der Tag des Festes erscheint; von den Hügeln herab strömt das Volk dem cerulensischen Thale zu; es drängt sich durch die hohen Portale des Amphitheaters. Die oberen Sitze der Plebejer, die Kreise der Ritter füllen sich. Das verworrene Getös von mehr als achtzigtausend Menschen brauset immer betäubender durch das weite Gebäude. Endlich schreiten die gravitätischen Senatoren und die heiligen Vestalinnen daher; und schon sind die Consulen mit ihren vortretenden Lictoren herein: und nun kündet ein lautes Geräusch den sehnlich erwarteten Cäsar an. Der pomphafte Herr der Welt erscheint mit seiner demüthigen Umgebung auf der Tribune; das Volk schreiet ihm Schmeicheleien zu. Er giebt das Zeichen: es nahen sich ihm die Fechter, um vor ihm ihre Schwerter und Dolche, und was zum Kampfe gehört, in Augenschein nehmen zu lassen. Das Spiel beginnt. Ein Schwertfechterpaar macht den Anfang: der eine stürzt; er fleht um sein Leben; aber das Volk will Blut; mit Schlägen oder glühenden Blechen wird der Unglückliche zum neuen

Kampfe aufgequält, bis er todt niederfällt. Ein Netzfechter mit seinem Gegner erscheint; jenem glückt es, seinem Widersacher das elastische Netz über den Kopf zu werfen und ihm von unten hinauf den Todesstoß beizubringen. Das Volk schreit jubelnd: getroffen! getroffen! — Ein wüthender Tiger wird in den Kampfplatz gelassen. Das Volk belustiget sich an den Wendungen, die des Thieres Gegner macht, um der Wuth der Bestie zu entrinnen, und ihr den Todesstoß beizubringen; der Stoß mißlingt, das Thier zerreißt ihn. Ein Sclave schleppt mit einem eisernen Haken die Leichname durch die Todtenpforte — porta libitinensis — hinweg.

Mit solchen Blutspielen, welche hundert Tage dauerten, und wobei fünftausend Thiere, Elephanten, Löwen, Tiger, getödtet und mehrere tausend Paare von Fechtern geopfert wurden, weihte das Coliseum Titus ein, der Sanfte, der die Freude des menschlichen Geschlechts hieß, der einen verlornen Tag beweinte. Jene hundert Tage voll Barbarei schrieb er demnach in die Rechnung des Gewinnes. Wer mag errathen, wohin es mit diesem Menschenfreunde gekommen sein würde, der nur zwei Jahre regierte? Nero's bessere Zeit dauerte fünf Jahre.

So wie in früherer Periode in den Ringmauern des Coliseums diejenigen Schlachtopfer fielen, die man im Kriege gefangen genommen: so fanden eben hier in der Folge ihren Tod die Bekenner der christlichen Religion, bis der Kaiser Honorius im Jahre 404 die

Fechterspiele gänzlich vertilgte. Dichter, Redner und kaiserliche Edicte von Byzanz her, wohin der römische Kaisersitz bereits verlegt war, hatten vergebens gegen solche Gräuel der Menschenopfer geeifert. Dem jungen Honorius war es vorbehalten, jene Gräuel ohne Ausnahme niederzuschlagen. Aber es stand ihm ein edler Mann mit einer großen Christenseele zur Seite, es war sein tapferer Feldherr Stilicho, der ihm hier über eine barbarische Sitte, wie dort über den Gothenkönig Alarich bei Verona siegen half. Da verstummte denn endlich in diesem Raume der Mordfreude wildes Geschrei. Aber die Nemesis stand schon auf dem Palatin gerüstet, und weihete ihrem finstern Gerichte das Volk, welches längst sein Dasein verwirkt hatte; und wie hat sie gerichtet! Sie gestattet kaum, daß die Natur einen grünen Leichenschleier über die starren Reste von den Werken der gigantischen Kraft wirft. Herabgestürzt von jenen Höhen der Riesenmauern sind die glänzenden Göttergestalten. Räthselhafte Andeutungen starren dort in den umhergestreuten Ueberbleibseln der Pracht: es ist als spräche in diesen Trümmern die alte Zeit mit abgebrochenen Worten zu dem Wanderer, der die große Ruine besucht. Groß ist sie noch, obgleich barbarische Hände dieses Vermächtniß der alten wiewohl nicht weniger barbarischen Welt schrecklich beraubt haben.

Die römische Kirche hat den durch Märtyrerblut geweihten Boden in Schutz genommen. In der Mitte ist ein großes Kreuz aufgerichtet; im Kreise umher

stehen 14 kleine Altäre, an denen des Heilandes Gang zum Tode abgebildet ist. Es gewährt einen sonderbaren Eindruck, zu sehen, wie der alte verfallene Heide das Christenthum umfaßt. Ueber dem südlichen Eingange hat sich auf einer noch ziemlich sichern Wölbung ein Eremit eingenistet. Ein luftiges Gärtchen von Lorbeergebüsch umgrünet seine Zelle, die mit Heiligenbildern bevölkert ist: durch diese trete ich auf die mit einem hellen Frühlinge geschmückte höhere Wölbung hinauf. Der Anblick von hier hat etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Die verfallene Seite bildet üppig mit wildem Gesträuch überwucherte Grotten, wo die Nacht wohnt, in die kein Sonnenstrahl fällt. Mühsam steige ich wieder zu der Zelle meines Begleiters, des Eremiten, hinab. Dieser ist ein stiller, dummer Mensch, der erst seit einiger Zeit die Zelle besitzt. Sein Vorgänger büßt schwere Verbrechen, Raubthaten und Mordverdacht, auf der Galeere. Er hatte die heilige Zelle zum Tempel der Venus vulgivaga gemacht, welcher er zur Nachtzeit sein Pförtchen öffnete: Solches durfte freilich nicht vor den Augen des Heilandes und der Heiligen geschehen. Unter irgend einem Vorwande, womit die stillen Gestalten, wie er meinte, zufrieden sein konnten, wurden sie ehrerbietig abgeführt oder ihnen die Gesichter verhangen; und nun konnten sie ja kein Aergerniß nehmen an dem nächtlichen Gräuel. Ich verließ meinen Einsiedler, aber noch nicht den merkwürdigen Raum, dessen nachbarliche Umgebungen nicht weniger öde, nicht weniger anziehend

sind. Südlich auf dem cölischen Hügel beschatten Cypressen den Raum, wo das Vivarium stand, in welchem für künftige Spiele wilde Thiere aufbewahrt wurden. Oestlich der Esquilin, den die Pracht der Titus-Bäder verherrlichte. Von dort aus schwang sich der stolze Bogen der Brücke, die in das Coliseum zur Tribune des Kaisers führte. Man sollte glauben, die Geschichte erzählte phantastische Träume: solche Wunder der Baukunst haben in diesem Raume die kühnste Phantasie in Erstaunen gesetzt.

Lucangeli — ich habe seinen Namen schon früher genannt — hat zwei Abbildungen in Kork verfertigt: die eine stellt das Coliseum in seiner gegenwärtigen Gestalt dar, die andere zeigt dasselbe in der Fülle seiner ehemaligen Pracht. Dieses letztere Werk hat er nach glücklichen Errathungen, wozu ihm das Aufgraben verhalf, ausgeführt. Dieser Künstler ist ein genialer Mensch. Vor einigen Jahren übernahm er einen Luftballon zu verfertigen, und selbst damit die Luft zu durchschwimmen. Das Werk gelingt, der Tag der Auffahrt ist da; man löset die Stricke, Lucangeli besteigt das am Ballon befestigte Schifflein, aber der Ballon liegt fest. Der Künstler steigt aus, löset den Kahn, und während er mit den Füßen über ein Querholz unten am Zapfen des Ballons hängt, fliegt dieser plötzlich auf, und reißt den Künstler, so wie er da hängt, mit sich fort. In dem Schrecken der Todesgefahr, wenn die Kräfte versagen, herabzustürzen, gelingt es ihm endlich den Faden der

verschließenden Klappe zu erfassen, der leichtern Luft im Ballon allmäligen Ausgang zu verschaffen, und so seine Niederlassung zu bewirken. Nach einem langen Umherirren in der Wüste der Lüfte, treibt der Ballon nach Rom zurück, senkt sich in den Garten eines Nonnenklosters herab, und bleibt in einer Gruppe von Citronenbäumen haften. Man kann sich das Entsetzen der frommen Jungfrauen denken, denen eine solche Erscheinung vom Himmel herab zuflog. Der unglückliche Luftwanderer ward an den Folgen der Todesangst sehr krank, fiel in Wahnsinn, und ist erst seit einem Jahre hergestellt. Mit ihm stieg ich in die aufgedeckten untern Räume des Coliseums hinab. Da wandelten wir auf musivisch geschmücktem Fußboden umher. Wer mag errathen, wozu diese prächtigen unterirdischen Gemächer gedient haben; aber offenbar ist, daß hier ein schöpferischer Geist waltete, welcher der großen Natur die Leichtigkeit der Darstellung abgelauscht hatte, und hier den Versuch ablegte, ihrem Formen zerstörenden Gesetze Unvergänglichkeit abzutrotzen. Pracht und Geschmack, Zierlichkeit und Kraft — Alles fest ruhend in der Zuversicht der Vollendung. Ich kehrte aus dieser Unterwelt zurück, und warf noch einen Blick auf die Außenseite der großen Ruine. Auffallend sind die vielen kleinen Löcher, die man bis oben hinauf in unsymmetrischer Vertheilung wahrnimmt. Es sind die Stellen, wo die Eisenklammern sich durchzogen, die mit einer Ausfüllung von Bleiguß die Steinmassen zusammenhielten. Diese Puncte waren einst mit Rosen

von vergoldeter Bronze zierlich bedeckt. Die Klammern fehlen, aber der Coloß steht doch. Von unten hinauf steigen dorische, dann ionische, dann corinthische Säulen, die aus den gefugten Steinen so künstlich hervorgehauen sind, daß sie wirklich die Architraven zu tragen scheinen. So steht er noch da der verspätete Zeitgenoß einer vorübergegangenen Welt, fest und ernst wie der fortdauernde Trotz einer überwundenen Macht. Die Gegend ist ihm recht: — es ist eine Einöde.

Triumphbogen des Constantin. — Triumphbogen des Titus. — Friedenstempel.

Wenn man aus dem westlichen Eingange des Coliseums tritt, erblickt man sogleich im Vorgrunde eine unbedeutende Ruine, die sogenannte meta sudans, einen Springbrunnen, der unmittelbar an seiner Ausmündung das Wasser so künstlich ergoß, daß es die aus dem Becken hochaufsteigende Röhre wie ein zitternd schimmernder Wassermantel umfloß. An diesem Puncte geht die heilige Straße vorüber, die nordwärts über das Forum zum Capitol hinaufsteigt. Von hier südwärts, ganz in der Nähe, steht der Triumphbogen, der dem Constantin errichtet wurde, als er seinen Nebenbuhler Maxentius besiegt hatte. Der Papst hat ihn aus einer acht Fuß tiefen Verschüttung hervorziehen lassen. Er ist mit schönen Basreliefs geziert, welche die Schmeichelei dem Trajanischen Bogen raubte, um diesen damit zu schmücken.

Im grellsten Abstich erscheinen an diesem Bogen die Leistungen der jüngern Zeit gegen die der älteren. Hätte die Kunst nicht sonst schon unwürdigen Großen ihre feilen Kränze zugeworfen, so könnte man glauben, sie habe sich hier zu rechter Zeit zurückgezogen, um dem sogenannten großen Constantin, diesem erzheidnischen Christen, ihre Verherrlichung zu versagen. Diesem Bogen nördlich schräg gegenüber, prangt mit den schönsten Blüthen der älteren Kunst geziert, der Triumphbogen des Titus, der diesem Helden nach seinem Tode, zum Andenken der durch ihn vollendeten Zerstörung der Burg Zion und des gesammten Judenstaates errichtet wurde. Dieses Monument ist das kleinste unter den noch vorhandenen Denkmalen dieser Art, in Bezug auf die Kunst aber unstreitig das schönste. Von den vier gestreiften Marmorsäulen stehen noch zwei. Oben an den vier Ecken der Außenseiten der hohen Siegerpforte schwebt in viermaliger Wiederholung die fliegende Fama. Sie scheint, wie sie pflegt, den Mund voll zu nehmen. Die Uebersetzung ihres Posaunenlärms hatte sich nach dem Forum hin in einer breiten Inschrift vernehmen lassen; die Zeit hat sie ausgelöscht. Eine Inschrift auf der andern Seite verkündet, daß Senatus populusque romanus dem vergötterten Titus dies Denkmal errichtet habe. Die ganze Architectur ist von weißem Marmor. An dem Innern des Bogens ist das Getümmel des glänzenden Triumphzuges ausgedrückt. Rechts thront unter einem Baldachin der Triumphator auf einem bekränzten

Siegeswagen, von vier Pferden gezogen, die geführt werden von einer weiblichen Gestalt, die nichts Geringeres vorstellt, als die hohe Roma selbst, welche zu der Höhe ihres Heiligthums hinauf ihren Helden geleitet. Die glorreich über ihm schwebende Victoria senkt eine Krone herab auf das gefeierte Haupt. An der andern Seite des Bogens, in der Fortsetzung des Zuges, werden zur Schau getragen die jüdischen Heiligthümer, der goldene, siebenarmige Leuchter, der goldene Tisch der Schaubrode, die Bundeslade und die silberne Tuba. Nichts von Allem, was sich aus Jerusalem mitnehmen und nicht mitnehmen ließ, ist hier vergessen. Selbst der alte Jordan erscheint in Gestalt eines Greises oben am Fries und wird wie ein gemeiner Jude in die Gefangenschaft geschleppt. Oben in der Wölbung des Bogens schließt das Triumphspiel mit der Apotheose des Helden: da fährt er auf den Schwingen eines Adlers geraden Weges zum Himmel in die Versammlung der Götter. Leider verbreitet sich die trübe Dämmerung des Erlöschens mehr und mehr über das herrliche Kunstwerk; aber in dieser Dämmerung erscheint noch immer der hohe Genius der Kunst heiter und hehr.

Ein schauderndes Gefühl von Bewunderung und Trauer überfällt den Wanderer, der diese Stätte besucht. Der Schatten des alten Römerlebens tritt vor ihm aus der Tiefe herauf, wenn er von hier das trümmervolle Forum überschaut. Mitten unter diesen Ruinen erhebt sich, gleichsam über die Zeit triumphirend, eine mächtige Säule, die

ihre Bestimmung nicht mehr verräth. Ich trete in die heilige Straße, die neben dem Vespasianischen Friedens-tempel auf das Forum hinausgeht, und suche vergebens die Spuren der Stelle, wo der hohe Pontifex und die heiligen Jungfrauen der Vesta wohnten. Von dem Friedenstempel, dem größten, reichsten und prachtvoll-sten in Rom, ragen noch drei Wölbungen halb aus der Trümmeranhäufung hervor. Das hohe Gebälk trugen acht majestätische Säulen, von denen Paul V. die eine noch übrige auf dem Esquilin vor der Kirche Maria Maggiore aufrichten ließ. Der Gothe Theodorich drang siegend und verheerend in Rom ein; aber schonend, voll Bewunderung und Erstaunen stand er vor diesem Tem-pelgebäude und meinte, ein Goldstrom müsse in den Schatz Vespasians sich ergossen haben, um Gebäude, wie das Coliseum und den Friedenstempel aufzufüh-ren. Mehr Ehrfurcht, als die spätern Römer selbst, hatte dieser Barbar für die Denkmäler des römischen Glanzes: er nahm sie in Schutz. Einem wilderen Barbaren aus den finsteren nordischen Wäldern war es vorbehalten, nicht allzu lange Zeit nachher (455) den Friedenstempel seiner römischen und jüdischen Schätze zu berauben. Was von Erz war, ließ Genserich durch seine Vandalen hinwegschleppen; das Bauwerk ließen sie stehen, dieses zerstörten in der Folge die entarteten Römer selbst. Zu der Versunkenheit des Zeitalters reichte nicht mehr hinunter des Genius Stimme, die aus der hohen Natur sprach. Was Götterideen geweiht hatten, riß in ihr

Elend die Nothdurft hinab. Im gemeinsten Verkehr des Bedürfnisses ging das Herrlichste unter. Statuen von Marmor wurden zu Kalk verbrannt.

Von den noch stehenden drei Bogen des Friedens-tempels ist der eine durchbrochen; durch die Oeffnung wuchert üppig der Epheu herein. Oben auf den beiden andern Wölbungen waltet die Pflanzennatur wie auf ebenem Boden. Den Eingang zu der oben grünenden Wildniß finde ich in der heiligen Straße: da lehnt sich an die alte Tempelruine ein Armenhaus für elternlose Mädchen, die sich durch Wollarbeit und Wohlthaten ernähren. Dieser Anstalt, il Conservatorio delle mendicanti genannt, ist der Platz an und auf dem Friedens-tempel gegeben. Hier gelangt man durch die Windungen einer engen antiken Treppe hinauf zu dem obern Raume. Eine kleine Pforte öffnet sich, und, wie durch ein Zauberwort hervorgerufen, blüht plötzlich vor uns ein wunderbarer Feengarten auf, eine Blumenwelt in hoher Luft; ein Sternenhimmel von Narzissen, Tazetten und andern Blumen leuchtet zu unsern Füßen. An dem alten Gemäuer wildert die Mastixstaude, und die unge-pflegte Myrte verschönert duftig und frisch liebliche Stellen. Aber der Aussicht von hier öffnen sich merk-würdige Nähen und reizende Fernen: rechts die Säulen des Antonin- und Faustinentempels; links gegen das Coliseum in einem Klostergarten besucht seine Altar-stätte der freundlichste Abendsonnenstrahl. Da grauen nämlich die Reste des Zwillingtempels der beiden Ge-

schwistergottheiten des Sol und der Luna. Die halb=zerfallenen Rotunden hängen vertraulich zusammen. Ueberall, wohin in der Nähe der Blick sich wendet, Trümmer und Wüste; aber in der Ferne dort steht im purpurnen Festschmuck um die Altarhügel ihres großen Tempels die stille Natur; auch um mich waltet ihr Friede. Hier auf dieser hohen Ruine, welche sie, nach=dem die Rache den lügenhaften Tempel einriß, zu einer wahren Friedensstätte geweiht hat, hier wohnt die Stille, von den Geistern der Lüfte besucht, welche durch die kleinen Blumenlauben wandeln und leise in den Myrten=zweigen flüstern, als sprächen sie furchtsam von der furchtbaren Schicksalsgewalt.

Pantheon. — Peterskirche.

Einer Mahlstätte, die dem Ewigen geweiht ist — unter welcher Form diese Weihung auch immer erschei=nen mag — man naht sich ihr mit einer gottesdienstli=chen Andacht, mit einer Erhebung zu Gott, wenn man friedsamen Herzens ist und Sinn für das Heilige mit=bringt. Von solchem Gefühle durchdrungen trat ich in das mit einer Säulenvorhalle geschmückte Pantheon, welches so, wie es vormals allen Göttern geheiligt war, gegenwärtig allen Heiligen eingeräumt ist. Mich küm=merten die Heiligen nicht; das Heilige erhob meine Seele. In der Runde umher stehen mehrere Neben=

altäre, die sich dem Hauptaltare anschließen. Erfreulich ist es zu sehen, daß hier in diesem jetzt christlich-gottesdienstlichen Tempel die Bildnisse wahrhaft großer Männer aufgestellt sind: einer priesterlichen Regierung macht solche Anerkennung des Verdienstes wahre Ehre*). Fenster hat dieses Heiligthum nicht — recht als hätte die bestimmteste Absicht es so geordnet, um dem Anblick des profanen Weltgewirres von Außen den Zugang zu verschließen: alles Licht fällt, wie in das geistige Leben des Menschen, von oben herab. Schade, daß dieses merkwürdige Tempelgebäude sich in der schlechtesten Umgebung befindet. Der schmutzigste Verkehr in Handel und Wandel drängt sich bis dicht an die Säulen. Von diesem alten, zum Christenthume übergegangenen, heidnischen Tempel begab ich mich zu einem neuern Heilig-thume von christlicher Geburt, zur Peterskirche. Man nahet sich ihr, und schon der Vorplatz macht einen majestätisch ergreifenden Eindruck. Er ist vollkommen würdig, der Vorhof des großen Domes zu sein. Zwei ungeheure in drei Becken herabfallende Springbrunnen mischen anmuthiglich ihre Wasserstrahlen mit den Feuerstrahlen der Sonne; aber der Obelisk in der Mitte des festlichen Raumes verliert die Wirkung seiner Hoheit im Angesichte dieser größten und erhabensten unter

---

*) Noch war damals Rafael Sanzio's Grab in diesem Tempel nicht aufgefunden; wie würde sich der Dichter der Urania darüber gefreut haben! A. d. H.

allen Tempeln der Welt. Ein Prachtwerk ist die Treppe, die in der Mitte den Aufgang bildet zu dem Innern der Kirche. An beiden Seiten zwei Säulengänge, welche, wie ausgestreckte Arme, eine Schaar von Heiligen tragen. Die große mittlere Thür ist von Bronze und, was dem Fremden sehr auffällt, mit Basreliefs aus der griechischen Mythologie geschmückt. Man tritt in das Innere, und dieselbe Wirkung, die den Betrachter schon außen überraschte, begegnet ihm auch hier. Was aber mehr als Alles befremdet, ist, daß das Ganze in seiner Größe den Eindruck der Großheit nicht hervorbringt, wozu die Vorstellung den Maßstab aus der Ferne mitbringt. Dem gewaltigen Gebäude liegen allerdings ägyptische Bauideen von Colossalität zum Grunde, aber sie sind, man weiß nicht recht wie? versteckt. Dies ist besonders der Fall mit der Riesenkuppel, die man, direct vor dem Gebäude stehend, wegen des Porticus nicht sehen kann, sowie mit dem oben an der Façade hervortretenden Balkon, von welchem der heilige Vater jährlich ein Mal herab segnet und flucht. Der Betrachter hat an dem Ganzen so viel zudringliche Einzelheiten zu überschauen, die gleichsam ihm zugezählt werden, daß er in eben diesen Einzelheiten die Einheit des großen Ganzen aus den Augen verliert. Eine Summe von Einheiten mag groß sein, einen Eindruck von Großheit hat sie nicht zu geben. Was zur Verkleinerung des Anblicks der Peterskirche wohl mit beiträgt, ist der gewaltige Raum, in dessen Hintergrunde sie steht.

Der Dom ruht auf den Gewölben einer gleichfalls reichgeschmückten unterirdischen Kirche, wo sich der jetzt vermauerte Eingang zu den alten Grabhöhlen, den Katakomben, befindet. Ich durchwanderte die untere Kirche und bestieg dann die Decke der obern. Wenn man dort hinaustritt, so erstaunt man über den Umfang des Raumes, von welchem man sich, ohne ihn gesehn zu haben, durch keine Beschreibung eine Vorstellung machen kann. Wer mit verbundenen Augen hinaufgeführt würde, und dann plötzlich mit freiem Blicke umherschaute, würde nicht glauben auf dem Dache eines Gebäudes zu wandeln. Die aus dem Innern emporragende Kuppel, die den Umfang des Pantheons hat, scheint die Kirche dieses großen Raumes zu sein. Man geht auf einem sorgfältig gepflasterten Fußboden, wie durch Straßen, zwischen verschiedenen kleinen und größern Gebäuden umher, in denen die angestellten Arbeiter theils wohnen, theils ihr Geräth aufbewahren. Von diesen Leuten sind die meisten sündhafte Menschen, die nah und fern herkommen, um durch Arbeiten an diesem Gotteshause ihre Vergehungen abzubüßen und sich zu entsündigen. Und so lebt dieses Heiligthum von den Sünden der Welt.

Erinnerungen aus der alten Zeit.

Wer von dem Genius des classischen Alterthums angeweht den römischen Boden bewandelt, findet einen

höchst anziehenden Genuß darin, die offenen oder verhüllten Spuren der Gegenstände aufzusuchen, um welche sich das Leben der Alten bewegte; bei den Stellen zu verweilen, an die sich ein bedeutendes Andenken knüpft. Ich steige die prächtige Treppe zum Monte Pincio hinauf und athme reine geistige Aetherluft ein. — Da liegt zu meinen Füßen die verhängnißvolle Roma, diese Götterstadt, die gegen andere Völker keine Gesetze erkennend andern Völkern Gesetze gab. Ihre Götter sind Mönche geworden. Dort unten im Marsfelde, das jetzt mit Gebäuden bedeckt ist, stand der Vaterlandsaltar, der von Blut triefte; unwürdig länger zu stehen, ist er verschwunden, aber ein trauriger Kreuzespfahl hätte ihn nicht verdrängen sollen. Der begeisterte säcularische Hymnus ist in ein dumpfes herzloses Ave Maria und die Toga in eine Mönchskutte verwandelt. — Ich betrat den Vorplatz der Peterskirche und die Geschichte nannte mir den Namen des edlen Cincinnatus, der in diesem Raume seinen Acker pflügte, als ein Viator des Senats ihn zu dem Kriege rief, mit welchem die Römer von den Aequern bedroht wurden. Cincinnatus ließ den Pflug stehen, ging, siegte, und kehrte zu seinem Pfluge zurück. Ihm konnte wohl nicht ahnen, daß aus seinen Furchen die heutige Frucht aufgehen werde! — So berührt der Wanderer, wohin er sich wendet — irgend eine merkwürdige Stelle. Als ich mich dem Pantheon nahte, sagte ich mir: in diesem Raume hat eine hohe Seele gewaltet; hier ist die Stelle, die das Andenken an die

Tugenden des großen Agrippa unauslöschlich verherrlicht, des Mannes, der, obwohl nicht ganz rein von den Flecken seiner Zeit, dennoch besser war als seine Zeit. Hier rauschten einst die Lusthaine seiner Gärten; hier war es vielleicht, wo er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Mäcenas den Entwurf zu Stande brachte, die Blutherrschaft seines Schwiegervaters August zu einer mildern Regierung umzustimmen, oder vielmehr die Zügel der höchsten Gewalt dem Tyrannen aus den unwürdigen Händen zu winden, und sich mit Mäcenas in die Staatsverwaltung zu theilen, die Augustus Namen führte, und die Tage der Ruhe, der Wissenschaften und der Künste hervorrief. Der stolze Wüthrich, der das Blut der Römer in Strömen vergoß, der seinen ehrwürdigen Freund Cicero aufopferte — ein Herz hatte er nicht: Mäcen und Agrippa wendeten sich an seinen Verstand, und er nahm aus ihren Händen die Maske der Tugend, die er so geschickt zu tragen wußte, daß er auf seinem Sterbelager sagen konnte: „Habe ich meine Rolle gut gespielt, Freunde, so klatscht!“ Agrippa war ein Weiser und ein Held. Als Weiser waltete er im Gebiete des geistigen Lebens; als Held war zuletzt sein Name hinreichend, unruhigen Völkern Friede zu gebieten. Nur ein solcher Verein des Helden und Weisen in einer Seele ist fähig, lärmende Triumphe zu verschmähen und sich zu begnügen mit dem stillen Beifall des Herzens. Rom hatte Viel, August Alles ihm zu verdanken. Bei Actium brach Agrippa die Lorbeeren,

womit August sich schmückte. Einen Schatten wirft freilich auf Agrippa's Character der Erwerb seiner Schätze. In seinen, zum Unglück der Völker, glücklichen Feldzügen, wo ihm jedoch die Geschichte der Zeit keine Handlung der Grausamkeit vorwirft, hatte er unermeßliche Reichthümer zusammengebracht; der edle Gebrauch, den er davon machte, mildert den Schatten des Erwerbes. Jede große Unternehmung, welche die Verschönerung der Stadt oder die Bequemlichkeit der Bürgerschaft bezweckte, ging von ihm aus. Drei prachtvolle Wasserleitungen ließ er entstehen, von denen die Aqua Virgo sich und sein Andenken bis jetzt erhalten hat und erhält. Auch das Pantheon, dieser zurückgebliebene Zeuge der Herrlichkeit, womit unter andern prächtigen Gebäuden Agrippa seine Gärten und Rom schmückte, erinnert freundlich an den großen Mann. Das römische Christenthum, das sonst so gern heidnische Denkmale zerstörte, schirmt dieses gegen den gänzlichen Verfall. In den Ruinen des Augusteischen Mausoleums werden Stiergefechte gehalten.

Solche Betrachtungen gehen nicht durch die Seele, ohne vergleichende Gedanken zu erwecken. Neben den heuchlerischen August stellt sich der corsische Held unserer Zeit. Beide wetteifern in Täuschungssystemen. Aber friedsam und seelenverwandt steht Washington dem edlen Cincinnatus gegenüber.

Die sieben Hügel — Quirinal, Viminal, Esquilin.

Hätte nicht von den frühesten Zeiten her ein Tag dem andern die Erinnerung an die merkwürdigsten Stellen in Rom mitgegeben, so würde man, wenn man die Stadt und ihre Umgebung durchwandert, oft kaum glauben, auf einem der sieben Hügel zu wandeln: so hoch ist der Thalboden heraufgewachsen. Das neue Rom ist der aufgeworfene Grabhügel des alten. Von dem Monte Pincio in südlicher Richtung, beginnt den Halbkreis der sieben Hügel der Quirinal, wo die alte Roma ihren Stifter, den heiligen Romulus unter dem Vergötterungsnamen Quirinus verehrte, jetzt aber der heilige Vater unter dem Titel eines Statthalters der Gottheit die römisch-christliche Welt regiert. Von den hier aufgestellten colossalen antiken Pferden führt in der neuern Zeit dieser Berg auch den Namen Monte cavallo. Ihm zunächst folgt in südlicher Richtung fortgehend, der Viminal: dieser schon in der alten Zeit unbedeutende Berg ist jetzt kaum noch bemerkbar. Nur eine dürftige Nachkommenschaft jenes Weidengesträuchs, welches ihm den Namen gab, bezeichnet seine Stelle, welcher sich der Esquilin anschließt. Auf dem einen seiner beiden Gipfel trägt er jetzt ein neueres Meisterwerk der Baukunst, die Kirche Maria maggiore. Diese Kirche ist innen und außen ganz von weißem Marmor erbaut. Diese blendende Weiße deutet das Wunder an, welches ihre Entstehung gebot. Ein frischgefallener

Schnee, der ausschließend diese Stelle bedeckte, woher konnte er anders rühren, als von der Maria, die hier verehrt sein wollte? Ob dieser Schnee im Sommer oder im Winter gefallen, weiß ich nicht; ein Wunder hatte ihn auch wohl im Sommer zu Stande gebracht. Vor der Kirche prangt die dem Friedenstempel entwendete weiße Marmorsäule, auf deren Gipfel Maria mit dem Christuskinde thront. Dieser Berg war zur Zeit der Augusteischen Regierung gleichsam mit einer Stadt von Palästen bedeckt, unter denen sich die Besitzungen des Mäcenas am weitesten ausdehnten. Dieser Mann hatte durch seine Rathschläge dem August zur Erwerbung und Befestigung seiner Alleinherrschaft wichtige Dienste geleistet; und dafür hatte dieser einen Theil seines Raubes ihm zugeworfen. Die unermeßlichen Reichthümer, die auf diese Weise um ihn zusammengehäuft waren, öffneten ihm alle Quellen sinnlicher und geistiger Freuden; und da die Grundsätze der nicht so wohl mißverstandenen, als mißdeuteten, epicurischen Philosophie sein Sittenbuch waren, so versagte er sich nicht, jene Quellen in ihrem reichsten Erguß sich zuströmen zu lassen. Eine gutmüthige Natur, wie er war, heiter, wohlwollend und sanft, doch dabei verschlagen und klug, wußte er in behaglicher Ruhe seine Stellung so zu nehmen, daß seine Persönlichkeit Niemanden verletzte, Jedem eine freundliche Seite zukehrte und seinem Gebieter Zutrauen einflößte und eine Ehrfurcht abnöthigte, die ein solches Ansehen ihm einräumte, welches dem Tyrannen, als er

mehrere Bluturtheile ausgesprochen, zurufen durfte: „surge tandem carnifex!“ Seine Klugheit hatte aus dem aufgestürmten Meere der bürgerlichen Unruhen seinen Wohlstand unter dem Schatten seiner esquilinischen Lusthaine auf das Trockene gezogen. Von dort aus überschaute er ruhig die Angelegenheiten der römischen Welt, ohne sich einer öffentlichen bürgerlichen Thätigkeit hinzugeben. Obgleich nun solcher Gestalt dieser römische Große kein großer Römer war, wie Agrippa, der unmittelbar und muthvoll sich in den Sturm warf, um das Staatsschiff zu retten, so war es doch seine Weisheit, die in Gemeinschaft mit Agrippa's Kräftigkeit durch Augustus Hände das Ruder lenkte. Mit der muntersten Laune begabt, liebte er die Fröhlichkeit und den Scherz. Selbst geistreich, suchte er geistreiche Männer, Gelehrte, Dichter und Künstler in seinen Umgang und an seine Tafel zu ziehen, an welcher der feinste Witz, so wie der feinste Wein sich ergoß. Er war Virgil's und Horazens Freund, wie solches ein vornehmer Mann zu sein pflegt; doch weiß man nicht von ihm, daß er in den Gelehrten den Musen bedeutende Opfer gebracht. Virgil's Eigenthum rettete er aus den Klauen der Augusteischen Soldaten; Horaz machte er durch das Geschenk eines kleinen Bauerngutes zum Bauer, der ihn dafür von den hetrurischen Königen abstammen ließ, und seiner Vorfahren Verdienste anlobte, von denen Niemand viel wußte. Die Spuren jener alten Herrlichkeit des Esquilin haben sich noch in mehr und minder bedeutenden

Trümmern erhalten. Die Ruine einer kleinen Rotunde, die den Namen Minerva Medica führt, steht noch in einem Weingarten am ostsüdlichen Abhange dieses Berges. Die Wölbung ist durchbrochen, aber die Natur hat sie reichlich mit Rankengewächsen umflochten. Eine kleine Quelle, aus dem alten Gemäuer hervordringend, rieselt munter durch den innern Raum dahin, und so scheint es, als ob das Leben der alten Zeit sich noch immer weigere, dieses Gerippe gänzlich zu verlassen. Aber bedeutendere Trümmer auf der östlichen Seite zeugen von dort untergegangener Pracht. Da steht noch ein großes einsames Portal; das Gebäude, zu dem es gehört, ist verschwunden. Da prangten kaiserliche Paläste; da wandelte Titus durch seine mit schönen Frescomalereien geschmückten Prunksäle; da versanken seine prachtvollen Bäder; von dort aus schwang sich über das cölimontanische Thal die riesenhafte Brücke zu der kaiserlichen Tribune in dem Coliseum. Auf dem ostsüdlichen Gipfel hat sich ein altes Grabmal erhalten, welches zur Wohnung zweier Winzerfamilien eingerichtet ist. In einer dieser Wohnungen, casa tonda genannt, bringt unsere Gesellschaft wöchentlich einmal einen ganzen Tag zu; von da schweift der Blick in den weiten Fernen umher. Hier die kleine Minerva Medica; dort, südöstlich, starren in ihrer Wüste die Bogen der zerrissenen alten Wasserleitungen; sie strecken die Arme nach einander, ohne sich zu erreichen; tief in östlicher Ferne dämmert ein Punct: es ist das Grab der Metella. In

dieser Winzerwohnung entstand das Gedicht: **Casa tonda**, welches mit folgenden Strophen schließt:

Empörte Stürme sind durch Numa's Hain geflogen.
Wie trauernde Erinnerungen stehn
Die ruhmbekränzten Siegesbogen,
Durch die entnervte Schatten gehn.

So Alles, was einst fühlt' und lebte,
So liegt es da zerschmettert hingestreckt!
Ach! ist es nicht, als ob der Rasen bebte,
Der die vom Schmerz durchzuckten Busen deckt?

Erhebe sich mein Blick zu einem sanftern Bilde!
Da ruht noch, dämmernd, wie ein Traum,
In jenem bacchischen Gefilde
Ein grünumflochtner Tempelraum.

Entwichen ist aus ihm die frohe Götterfeier;
Nur eine Nymphe wohnet einsam dort;
Kein Herz vernimmt sie mehr, sie wallt im Silberschleier
Durch goldne Blumen fort und fort.

Wo spricht ein Gott noch zu Latinus Volke?
Von jener Höhe wirft kein Zevs mehr seinen Blitz
Aus einer rollenden Gewitterwolke
Herab auf seinen eignen Sitz.

Doch prangt im rothen Morgenstrahle
Albanus Haupt, und blickt hin auf sein Latium;
Kein Völkerfest ist mehr: da schatten Todtenmahle,
Die schäferlichen Frühlinge sind stumm.

Dort über jene riesenhaften Bogen,
Die eine graue Zeit mit Moos bekleidet hat,
Sind helle Nymphen einst so fröhlich hingeflogen
Zur hohen göttervollen Stadt.

Fern aber in der tiefen Bläue,
Bewölkt von leis ergoßnem Aetherduft,
Erhebt sich noch in stiller Todtenweihe,
Von keiner Liebe mehr besucht, Metella's Gruft!

Und hinter dieser Gruft ein dämmerndes Verschweben,
Das wie ein luftig Schattenbild zerfließt. —
O, welch' Gemäld'! — es gleicht dem Leben,
Das sich mit einer Urne schließt!

Cölius, Aventin, Palatin, Capitolin.

Der Cölius grenzt nordwärts an den Esquilin; südöstlich berührt er die Stadtmauer; nach Westen erstreckt sich sein Abhang bis an das Coliseum. Auf seinem Gipfel prangt jetzt in der höchsten Herrlichkeit und Würde die Kirche St. Johannes in Laterano. In ihrer Umgebung steht wie ein Ausrufungszeichen ein hoher Obelisk, der, nach seiner Auswanderung aus Alexandrien, hier endlich seine Ruhestätte fand. Diese Kirche ist die erste Hauptkirche und ihr Pfarrer der Papst, dessen Pfarreigeschäfte aber ein Kardinalvikar verrichtet, eine Segenertheilung ausgenommen, die der Papst jährlich ein Mal eigenhändig vollzieht. Zu Nero's

Zeit lagen hier die weitläufigen Besitzungen und Paläste der Laterani. Den letzten dieser reichen Familien ließ Nero, als einen Mitverschworenen gegen seine Person, hinrichten, nahm die Güter des Unglücklichen in Besitz und bezog dessen Wohnung, die auf solche Weise der Kaisersitz wurde. Constantin baute auf dieser Höhe die gegenwärtige Kirche, und bestellte zu ihrem Pfarrer den Papst Sylvester, den er, als er seinen Sitz nach Byzanz verlegte, mit dem sämmtlichen kaiserlichen Nachlaß auf dem Cölius beschenkte. Der lebhafteste Verkehr des alten Roms bewegte sich in dieser Gegend, durch welche sich eine der Hauptstraßen, die Suburra, hinzog. Von diesem Hügel schreitet der Wanderer ostwärts hinüber zum Aventin, und über den auf ihn unmittelbar folgenden Palatin schwebt der Nebelduft einer uralten Sage. Diese läßt an den Abhängen und in den Thalgründen dieser beiden Hügel ein neues Arkadien entstehen, welches die schäferliche Flöte durchtönt; denn hier weidete, wie die Sage erzählt, in der vorrömischen Zeit, der mit einer pelasgischen Colonie von Arcadien ausgewanderte hirtliche Fürstensohn Evander seine Heerden; und der ruminalische Feigenbaum, unter dessen Schatten Romulus und Remus an einer Wölfin Brust gesäugt worden, grünte über achthundert Jahre an dem westlichen Abhange des Palatin. Die hellere Geschichte findet auf dieser Höhe die Wohnung des August, später das sogenannte goldne Haus des Nero, und jetzt — Ruinen, unter denen einige von so räthselhafter Andeutung sind,

daß sie kein Architect unserer Zeit zu erklären vermag. Dieses Trümmerfeld erstreckt sich vom Palatin nordwärts bis an den capitolischen Berg, der auf der Westseite der Stadt der nördlichste ist. Auf diesem hat sich der alte Jupitertempel in eine Klosterkirche verwandelt, die noch jetzt den heidnischen Namen: ara coeli führt. Wenn man die Stufen bei der tarpejischen Felsenspitze hinauf steigt, so erblickt man im Vorgrunde die schöne antike Reiterstatue Mark Aurels von Bronze. Die tarpejische Felsenspitze, von welcher vormals Verbrecher herabgestürzt wurden, ist keineswegs mehr eine so furchtbare Höhe. Im Hintergrunde, wo der breite Stufengang vom forum zu dem Capitole herauf kommt, steht ein ansehnliches Gebäude mit einem ziemlich hohen Thurme; es ist die Wohnung des römischen Senators, der gleichsam eine Trümmer des alten römischen Senats zu sein scheint, die unter andern Trümmern hier haften blieb. Von jenem Thurm überschaut der Blick das forum (campo vaccino) und die palatinischen Ruinen der Kaiserpaläste. Auf meinem Rückwege besuchte ich diese schon oft besuchten, gewaltigen Ruinen; da entstand das Gedicht:

R o m a.

Wie heißt der Staub, auf den ich sinnend trete?
Versteinert liegt sie da, die trümmervolle Flur;
Ja, hier stand Rom, die Königin der Städte,
Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat sich hier gestaltet,
Ein Riesenwerk von Herrlichkeit und Kraft:
So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;
Was hoch geprangt, er hat's hinweggerafft!

Was an Jahrhunderten sich aufgerichtet,
Was glänzend Fleiß und Kunst hervorgebracht,
Hat das ereilende Verhängniß so vernichtet,
So tief bedeckt mit räthselhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten
Aus diesem trümmervollen Raum?
Der wüste Rest, nicht mehr zu deuten,
Gleicht einem halbvergeßnen Traum.

Dort ras'ten einst bepurpurte Verbrecher,
Verhöhnend Göttlichkeit und Menschlichkeit und Recht;
Da schwärmen Geier durch zerrißne Prunkgemächer,
Ein würdiges Nachfahrgeschlecht!

Rom — welch ein Grab! Dies wilde Dorngestrippe
Trieb der begrabne Pomp hervor;
Es ist, als sträubte noch das riesige Gerippe
Zu Hügeln seine Rasendeck' empor.

Ist das der Boden, der die Fabier getragen?
Auf den herab der Schild Minervens fiel?
Was blieb zurück aus jenen großen Tagen?
Nichts als der Schrei nach Brod und Spiel.

Die alte Roma trieb, sich müßig zu zerstreuen,
Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;
Die neue Roma spielt mit neuen
Halbgötterschaften, und mit Gott.

Das ist die neue Frucht aus altem Samen!
Betroffen schaut der Wandrer ihn,
Den alten Wahn mit neuen Namen,
Zu den bekränzten Tempeln zieh'n.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle,
So feiert sie ein stetes Tempelfest;
Im Götterschmucke prangt die heutige Cybele,
Nur daß sie sich Maria nennen läßt.

Ist hier der Raum, durch den die Siegerhymnen flogen?
Zur Inschrift dieses Raums erkor die Zeit
Schon mitten im Triumph den hohen Ehrenbogen:
Die Inschrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einst Könige gestanden,
Da riß die Zeit die Marmorstufen fort;
Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;
Da schleicht der finstre Meuchelmord.

Dies Anschau'n — trübe wird's und trüber —
Es sieht, was unterging, in dem, was sich erhielt!
Da schattet noch der Riesenbau herüber,
Wo Uebermuth mit Menschenblut gespielt!

Er starrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,
Verurtheilt zu der ewig langen Schmach,
Es vor der fernsten Nachwelt auszusprechen,
Was an der Menschheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöschendes Geschimmer
Aus der Ruine noch hervor;
Es ist als ob die Zeit, beim Weggeh'n, diese Trümmer
Von ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!
Und welcher Aufschwung! welches Ende!
So sank die Götterstadt dahin!

Dort schlummerten in enger Wiege,
An einer Wölfin Brust emporgesäugt,
Die glänzenden Triumphe jener Siege,
Von denen schrecklich die Verwüstung zeugt.

Mit dunkeln Resten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;
Da strahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht so dumpf daher, wie sterbendes Verhallen,
Dem schwermuthvoll der Pilger lauscht?
Das ist der Strom, der um versunkne Hallen
Zerstörter Heiligthume rauscht.

Der alte Strom, an dessen Strande
Die Hirteneinfalt einst ihr freies Haupt erhub,
Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande
Und manches Opfer auch der Tyrannei begrub.

Ein kleiner Quell entrieselt er dem hohen,
Dem waldbekränzten Apennin:
So leis entquoll die Ohmacht der Heroen
Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeiget mir die Spur der Tritte,
Wo still und fromm die Hirtenunschuld ging?
Wer zeiget mir den Raum der schäferlichen Hütte,
Den, wie ein Liebesarm, der Rebenzweig umfing?

Da schmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern
Die kleinen Göttertempel — doch
Die Gottheit wohnte bei den Göttern,
Und heiligte die Menschen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,
Die nach des Tages Mühen sie umfing,
Als noch der kindlich fromme Glaube
Am Arm des Aberglaubens ging.

Da traten, mit dem blutbefleckten Raube,
Die Völkermörder in das Götterhaus;
Vom Aberglauben zog der Glaube,
Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen spottete der Tempelhallen,
Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.
Die Heiligthume mußten fallen,
Wo längst das Heilige verschwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,
Erbauten sie ein Götterhaus;
O Friede, deinen süßen Namen
Sprach das mit Salems Pracht geschmückte Denkmal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,
Wagt einen Tempel ihm zu bau'n;
Doch diese Gottverhöhnung sollte
Die späte Welt an grausen Trümmern schau'n.

Wie starre Schatten steh'n nun da die Prachtruinen,
Die finstern Trauerzeugen ihrer Zeit!
Jahrhunderte schon nagt an ihnen
Die schwelgende Vergänglichkeit.

Die Höhe dort, wo die Orakel logen,
Wo mit dem reichen Opferduft
Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,
Umschleicht schon mehr und mehr der Gifthauch böser Luft.

Der Gifthauch, der durch diese Wüsten zittert,
War er vielleicht der letzte Athemzug
Des Frevelreichs, das, tief durch Missethat erschüttert,
Barbarenhand darniederschlug?

Ich sende vom Ruinenstaube
Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —
Wann kehrst Du, reiner Herzensglaube,
Du Geist aus Gott, wann kehrest Du zurück?

Religion, mit grellen Farben
Ist hier dein Leichnam ausgeschmückt;
Allein dein Geist, für den geweihte Männer starben,
Ist deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Priester, führt mich hin zu ihren Marterstellen!
Ihr suchet Wunder dort; allein das Licht,
Das sie entzündeten, das Leben aufzuhellen,
Das Licht der Wahrheit sucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit
Mein Opfer bringe, mein Gebet!
Ich kenne sie am Schmuck, ihr Schmuck ist Klarheit,
Die euren eitlen Prunk verschmäht.

Die Wildniß hier, wie stumm! und dennoch redet
Der wüste trümmervolle Raum
Den Pilger an: „Schau, wie die Pracht verödet!
Nur Wahrheit — sonst ist Alles Traum!“ —

Der Corso.

Von den alten Straßen, welche die Stadt Rom durchkreuzten, sind wenig oder gar keine deutlichen Spuren mehr vorhanden. Selbst die Suburra, eine der Hauptstraßen, welche dem Cölius und seiner Umgebung durch das bewegteste Menschengewühl die höchste Lebendigkeit gab, ist verschwunden; ihr Andenken haftet noch an der cölimontanischen Gegend, die jetzt die leblosseste ist. Nur der Corso bewahret etwas mehr, als eine bloße Andeutung der alten flaminischen Straße. Im Festschmuck empfing sie einst an der Milvischen Brücke die frohlockenden Heerschaaren, welche siegreich vom Norden zurückkehrten, und führte sie durch das Thor der Triumphe, zwischen Götterbildern, Altären und Tempeln über das Marsfeld. Sie hieß auch via lata: den letzten Namen rechtfertigt der heutige Corso nicht mehr; er ist schmal und beginnt in der Tiefe der Stadt, wo er sich in zwei schlechte Gassen zerspaltet; in seiner Mitte berührt er links die piazza di colonna. Dieser Platz ist einer der schönsten, reinlichsten und hat seine Benennung von der majestätischen Säule Antonin's, dessen Triumph über die Markomannen und Quaden sich in Basreliefbildungen zu dem Gipfel hinauf windet. Oben stand Antonin's Statue. Der heilige Petrus hat den Heiden verdrängt: und nun scheint es, als führe der hohe Apostel den Antoninischen Triumph geraden Weges in den Himmel, zu welchem er den Schlüssel in der aufgehobe-

nen Hand trägt. Links und rechts den Corso hinab, erblickt man wenig ansehnliche Häuser, viel schlechte Kramladen, von denen die der Pizzicavoli, Wurst- und Fetthändler, die unsaubersten sind, und so gelangt man zur Piazza del popolo und durch das Thor gleiches Namens, von der alten Zeit das Thor der Triumphe genannt. Da empfängt den Wanderer die alte flaminische Heerstraße, die sich durch eine Vorstadt von beträchtlicher Länge bis ponte molle hinzieht. In der Mitte dieser Vorstadt, rechts ab, führt eine enge Nebengasse zu einem öden, einsamen Platze, den ein schönes Gebäude ziert. Papst Julius III. baute und widmete diesen Palast, mit einem prächtigen Garten, der leichtfertigen Göttin, mit der ein heiliger Vater eigentlich nichts zu schaffen haben sollte. In diesem entlegenen Winkel verbarg der hohe Stellvertreter Gottes seine irdischen Bedürfnisse; hier stieg er zu den Töchtern der Menschen herab und übergab die erhabenen Sorgen für die ganze Christenheit den Winden, die da muthwillig durch Myrtengesträuch, Lorbeergebüsch und Orangenwipfel über das geweihte Haupt dahin flogen. Jetzt ist dieses Prachtgebäude ein Lazareth. So tritt das Elend in die Fußtapfen der Freude! Am Ende der Vorstadt, nahe der Brücke, bietet ein Einsiedler den Vorübergehenden für einen bajocco seine Fürbitten bei Gott an. Auf einem der letzteren Bogen der Brücke steht ein Wehrthurm, der jetzt abgebrochen wird, auf daß der edle Pius — wenn der Mann mit zwei Kronen den dreifach

Gekrönten aus Paris zurückschickt — mit seinem negativen Triumphe auf einem freieren Hinschwung über den Strom getragen werde. Bescheidener, als ein Papst stehe ich da und schaue in den Strom, den unsterbliche Worte aus dem Alterthume meinem Jugendtraume nannten. In meinen künftigen Erinnerungsfesten wird es einst tönen: vidimus flavum Tiberim. Seine Nymphen kommen aus dem Kastanienschatten der Apenninen; lustig schlingen sich die taumelnden Wellen um die Brückenpfeiler, als wollten sie diese in ihre Wirbeltänze verwickeln. Ich nahm meinen Rückweg auf der andern Seite der Tiber. Es war Abend geworden, und welch' ein Abend! Die Luft ging so still. Ja, die Sonne hat einen sanftern Odem dieser Natur eingehaucht. Ein liebliches, in Blau verschmolzenes Roth, ein königlicher Purpur, ergoß sich über die Abendflur in die einsamen Thäler. Sei dereinst mein späteres Alter ein solcher Abend! —

Das Coliseum im Mondenschein.

Wenn schon in heller Tagesbeleuchtung, wo jede täuschende Verwirrung der Phantasie schwindet, das Coliseum einen nächtlich schauerlichen Eindruck macht, so wird im Mondlichte dieser Anblick bis zu einer Art von Furchtbarkeit gesteigert. Dies Zauberlicht bringt gleichsam die schwarze Finsterniß der Nachterscheinung

zur schauderhaften Sichtbarkeit. Auf die ganze Gesellschaft, die mit mir war, machte das gewaltige Nachtstück einen unaussprechlichen Eindruck. Wir gingen schweigend im Innern, an dem großen Kreuze vorüber, welches, wie stille Verzweiflung, seine beiden Arme in den Nachthimmel emporstreckt.

Wohin man schauet — die Lebensfarbe der Natur ist verschwunden, ist selbst aus dem grünen Leben des Gesträuches entwichen, welches das wüste Gemäuer umhängt. Ein traurig grelles Schwarz und Weiß von Licht und Nacht bedeckt den Boden und bekleidet die starren Gestalten umher. Einzelne Grillen tönten wie Seufzer aus den Klüften und Höhlen. Die einzige Bewegung, so in dieser Einöde sich regt, ist der Abendwind, der wie ein einsamer Pilger durch das Thal geht, um das wirthliche Rankengesträuch zu besuchen, welches um das alte Todtengerippe hängt und die Einsiedlerhütte versteckt. Bei dem Weggehen warf ich noch einen Blick auf die finstere Nachtgestalt, und es war mir, als richte sich das schwarze riesenhafte Gespenst der alten römischen Weltherrschaft vor mir auf und deute mit ausgestrecktem Arme, wie mit einem erstarrten Winke prophetisch auf die wilde Kriegserscheinung hin, die unsere Tage durchtobt: auch sie wird wie jenes Weltreich untergehen und der Nachkommenschaft die wüsten Stellen ihrer Denkmale zeigen.

Carneval.

Um das innerste Wesen eines Volkes kennen zu lernen, muß man es beobachten in seinen Liedern und Festen. Der südliche Mensch freuet sich anders und singt anders, als der nördliche. Dieser hat mit einem rauhen Klima zu kämpfen; ein grauer Himmel verschließt ihm Monate lang die freundlichen Blicke der Sonne; seine Stellung im Leben ist mehr oder weniger ein Sclavenverhältniß; er kann sich nicht erheben, ihn drückt eine Despotenhand nieder; nichts ist sein Eigenthum, er selbst gehört einer fremden Gewalt — kann es anders sein, als daß jeder Laut, der aus einer menschlichen Regung in ihm hervortönt, gleichsam einen leisen Seufzer der Schwermuth durchklingen läßt, und daß sein Gesang gern in weichen, rührenden Tönen verschwebt? Und wenn ihm irgend eine seltene Veranlassung einmal das Gebiet der Freude betreten läßt: es ist ihm ein fremdes Land; er wird sich verlaufen und hinüberschweifen zu der berauschenden Lust, zu Genüssen der Betäubung, die auf kurze Zeit ihm das trübe Dasein verhüllt. Wie anders steht ihm gegenüber der südliche Mensch! Er tritt aus seiner Hütte, und eine freundliche, ergiebige Natur kommt ihm entgegen; ein klarer Himmel leuchtet durch das Auge in seine Seele; er bewegt sich in einem freien Leben, wo der Niedere nicht des Höheren, der Höhere nicht des Höchsten Sclave ist. Wird sich das ungetrübtere Dasein des südlichen Menschen nicht zurückspiegeln

in seinen Festen, wiederhallen in seinen Liedern? Sein Gesang tanzet nach lyrischen Rhythmen fröhlich dahin, und seine Feste sind lebendig, begeistert, erfindungreich; aber nicht leicht wird die Freude des Festes hinüberspringen zu dem Taumel bacchantischer Wildheit. Der südliche Mensch in freierem Lebensgenusse wird mäßiger sein als der nordische, weil jener keine Schadloshaltung von der Gelegenheit zu fordern hat. Diese Bemerkung wurde mir besonders anschaulich bei dem gegenwärtigen römischen Carneval, welcher seit gestern, den 25. Februar, seinen Anfang genommen hat. Die Regierung schickt diesem Volksfeste eine tragische Einleitung voraus: es werden in den Frühstunden des ersten Tages mehrere Verbrecher hingerichtet. Bei dieser Gelegenheit offenbart das Volk einen ehrwürdigen Zug seines Charakters, der mild und ergiebig ist, wie sein Boden, wenn beides angebaut würde. Während die Sünder zum Richtplatze geführt wurden, standen und knieten gedrängte Gruppen vor den Marienbildern und beteten, nicht für die Seligkeit der armen Seelen, denn mit dieser hat die vorhergegangene Bekehrung kurz und gut Alles in Richtigkeit gebracht, sondern für die baldige Erlösung derselben aus der Fegefeuerqual, zu der die Unglücklichen unmittelbar vom Galgen hinab steigen. Kaum hat das tragische Schauspiel geendet, so sieht man schon phantastische Gestalten durch die Straßen schwärmen. Einheimische und Fremde werden possirlich aber gutmüthig geneckt. Um zwei Uhr Nachmittags wird durch

eine Kanone das Zeichen gegeben: nun springt der Römer von dem gräßlichen Schauspiel, über einen Zwischenraum von etlichen Stunden, in das Gewühl der unbeschränktesten Lustigkeit hinein. Mit Galgen und Henker ist die wirkliche Welt verschwunden und steckt nun auf acht Tage hinter einer bunten Wand von Masken und Mummereien aller Art. Man wetteifert auf die geistreichste Weise thöricht zu sein. Selber die Luft scheint verwandelt in einem neckenden Genius, der mit den an den Balkonen hängenden Teppichen scherzt, diese schalkhaft zuweilen aufhebt und den Schmutz sehen läßt, der dahinter versteckt ist. An beiden Seiten der Straße sind für die gleichfalls maskirten Zuschauer Stufengerüste gebaut: zwischen diesen hohen Ufern fluthet nun der rauschende Strom, in dem sich hier und da Wirbel bilden von grotesken Tänzen. Die Wagen schwimmen gleichsam in dieser Fluth auf und ab. Es ist in der That ergötzlich, die närrischen Gestalten zu betrachten und ihren Sinn, wenn einer vorhanden ist, zu errathen. Dort schreitet gravitätisch im Talar, mit Papieren in der Hand, ein Philosoph, oder ist er vielleicht Dichter? denn er will jedem vorlesen, der ihm aufstößt. Ihm begegnet an der Kette seines Führers ein Tanzbär, auch dem will er eine Vorlesung halten, der Bär schlägt nach ihm mit der Tatze. Hier geht ein Arzt mit Rezepten und einer Klystierspritze behangen, schreit seine Wundercuren aus und erzählt, daß er eine Dame von hundert Krankheiten geheilt habe und zwar mit einem einzigen

Rezept, welches er hoch empor hält. Auch einen Dichter habe er von der Wassersucht geheilt, dem jetzo das Uebel in Sonetten abgehe. Jetzt erscheint ein prächtiger Mann mit einem Affengesichte, der an der Hand ein schönes bräutlich geschmücktes Frauenzimmer führt; auf der Brust trägt er einen tellergroßen Stern. Darauf tanzt eine reizende Gruppe von Landmädchen mit den schönsten Gesichtsmasken dahin. Sie tragen Körbchen mit Blumensträußen, welche sie zu den Balkonen hinauf werfen. Da hinauf werden auch falsche Bonbons von Gips, confetti genannt, von abenteuerlich gezierten, stutzerhaften Grimassenkünstlern geschleudert. Einer von ihnen ist an ein graues Mütterchen angefroren; die warmen Blicke, die er umherwirft, thauen ihn unvermerkt los, er verliert die Alte vom Arm; sie schreit ihn zurück und keift auf die possirlichste Weise. Er giebt ihr den erheiratheten rechten Arm und winkt mit dem linken, närrisch genug, zu den Balkonen hinauf. Nun kommt eine alte Gestalt daher, die das Gesicht hinten trägt; sie hat es nur mit der Vergangenheit zu thun, und tappt blind durch die Gegenwart hin. Eine andere hat hinten und vorn ein Gesicht; stellt sie die Weisheit der Vorsicht und Rücksicht dar? Die Weisheit im Verkehr mit den Thoren! Ja, das ist lächerlich; sie wird mit Gelächter begrüßt. Endlich wälzt sich ein Bauch daher, ein gewaltiges Magenfutteral. Diese Mißgestalt hat fast gar kein Gesicht; die Stelle des Gesichtes vertritt ein ungeheures offenes Freßwerkzeug, oberhalb

dem die Andeutung einer zurückgedrängten Nase und ein Paar kleine Querstriche statt der Augen angebracht sind.

Auch Personen, die etwas Auffallendes an sich tragen, werden nachgespielt. Da springt eine ungeheure Nase an den Wagen, worin eine Prinzessin sitzt, mit einer etwas großen natürlichen Nase; Langnase ruft ihr zu: „ah Principessa che nasi!“ Die Prinzessin lacht; man nimmt nichts übel, es ist Carneval! Der würde sich lächerlich machen, der es übel nehmen wollte, sich lächerlich finden zu lassen. Hier wird einmal Alles, die Geistlichen ausgenommen, geneckt, jeder Stand, jedes Verhältniß. Selber die alten Olympbewohner müssen herab steigen, um mit den Menschen auf menschliche Weise thöricht zu sein. Eine liebliche Musik kündet von fern den Götteraufzug an; jetzt kommt eine sich fortbewegende Lorbeerlaube mit bekränzten Musikanten zum Vorschein. Ihr folgt auf einem glänzenden Wagen, von geschmückten Pferden gezogen, der ganze Olymp. Jupiter, der Höchste, neben ihm die hochthronende Juno; Venus lächelt zierlich auf ihren Gürtel herab — Minerva mit ihrer Eule schaut ernsthaft in das bunte Menschengewühl. Neptun mit dem Dreizack theilt die Fluthen, auf denen der Götterwagen dahin schwimmt. Alles mit Geschmack und schicklich geordnet. Die fröhlichste Gutmüthigkeit ist der Genius, der das Ganze beherrscht; daher Alles mit Lachen und ohne Verletzung abgeht. Mit einem Worte, es ist der süd-

liche Mensch, der sich freut. Einen höchst ergötzlichen Anblick gewährt es, wenn man von einer Höhe auf das Getümmel hinab sieht. Die Zuschauer zu beiden Seiten auf den Gerüsten scheinen die Wellen zu sein, die der Wogentumult hinauf an die hohen Ufer wirft. Gegen Sonnenuntergang wird durch einen dreimaligen Kanonendonner den Kutschen das Zeichen gegeben, den Corso zu verlassen, denn nun wird der Spaß mit einem Pferderennen beschlossen. Acht bis zehn Pferde stehen, wo der Corso auf den Platz del popolo endet, vor der Schranke, stampfend und tobend vor Ungeduld, den Lauf zu beginnen; die Unruhe der Thiere steigt bis zur haltlosen Wuth. Endlich giebt der Senator von seinem erhöhten Sitze mit dem weißen Tuche das Zeichen, die Schranke fällt, die Rosse stürzen fort; sie fliegen; es ist ein Moment, und sie sind den Augen entschwunden. Nun strömt Alles wie ein abgelassener See aus dem Corso, und der Tag endet mit dem Festino, einem Tanzfeste, welches bis Mitternacht dauert.

Miserere in der Sixtinischen Capelle.

Dieser heilige Gesang, zu dem man den Fremden den Zutritt auf die gefälligste Weise verstattet, rechtfertigt vollkommen seine Berühmtheit, die so allgemein anerkannt wird. Der innere Raum der großen Herr-

lichen Capelle ist ganz dazu geeignet, die Kraft des mächtig ergreifenden Gesanges zu unterstützen. Die höchste Feierlichkeit und Würde, die einem Gottesaltare gebührt, erscheint in dem innern Raume, wo jeden Abend der drei letzten Tage in der Charwoche das Miserere gesungen wird. Die Schauer einer heiligen Dämmerung umfangen den Eintretenden. Zwei größere Kerzen im tiefen Hintergrunde auf dem Altare, und elf kleinere neben demselben, verbreiten in dem weiten Raume eine magische Halbnacht. Um fünf Uhr beginnt der Gesang. Die Sänger befinden sich in einem der Capelle außerhalb angebauten Zimmer, dessen Fenster in die Capelle schauen. Da singt nun eine Sopranstimme langsam und rührend einen Choral; dann erschallt dort oben bei den Sängern ein störendes eintöniges Abbeten gewisser Bußpsalmen, wovon man nur das Getöse vernimmt. Ein solcher Wechsel von Beten und Singen geht durch alle Stimmen bis zum Baß hinunter. Dann endlich erfolgt eine tiefe Ruhe, und in der Capelle ist es dunkler geworden — nun ruft durch die erhabene nächtliche Stille hindurch eine klingende zarte Sopranstimme: miserere! Man glaubt kaum eine menschliche Stimme zu hören, der Ton scheint vielmehr aus klingendem Aether gebildet zu sein, getragen von himmlischen Lüften; dann tönte der Alt, und so fort die übrigen Stimmen, die endlich, wie Umarmungen in einander fallend, einen Chorgesang erschallen ließen, der mächtig das Gefühl erschüttert und zu der höchsten Begeisterung hebt.

Um mich her tiefes Dunkel; in mir die Empfindung, als würde meine Seele auf einer wogenden Fluth von seligen Tönen getragen. Mich umgab eine lebendige, geheimnißvolle Nacht, in der sich eine harmonische Welt von Höhen und Tiefen bewegte. Aus diesem Dunkel ging es zu dem grellsten Gegensatz hinüber in die paulinische Capelle, wo in einer Strahlenüberschwemmung das Grab des Heilandes zu sehen ist Die Wände bis zur Decke hinauf sind mit Kerzenlicht bekleidet. Ich kehrte bei der Thür um und bewahrte in mir die melodische Nacht.

Der Papst.

Den römischen Osterfeierlichkeiten fehlte diesmal die Seele, der Papst, den Bonaparte zu seiner Kaiserkrönung nach Paris gerufen hatte; dieses erfüllte mit wahrer Trauer das römische Volk, denn es fürchtete in dem ränkevollen französischen Machthaber die schlimmsten Gesinnungen für den Kirchenstaat. Endlich kam die ersehnte Nachricht von der unbezweifelten Rückkunft des heiligen Vaters, die am nächsten Tage, dem 16. Mai, erfolgen würde, an, und verbreitete in der ganzen Stadt eine frohe Bewegung. Der vortreffliche Cardinal Dugniani brachte diese Nachricht zu uns. Es ist nur eine Empfindung, die Empfindung der Freude, die durch alle Seelen geht; nur eine Stimme, die Stimme

---

der Verehrung und Liebe, die alle Lippen bewegt; und der ehrwürdige Pius verdient dieſe ſtille Feier der Herzen in ſolchem Grade. Das Bild, welches der vortreffliche Dugniani von ihm uns entwarf, begeiſterte für ihn jedes Gemüth.

Es iſt ein hoher geiſtiger Genuß zu ſehen, wie eine ſchöne Seele aus einer andern ſchönen Seele zurückſtrahlt, wo der Spiegel ſo rein iſt, wie das Bild, das er zurückwirft. Der edle Pius hat ſeinen Hof auf das Allernothwendigſte beſchränkt. Ich habe ſeine Wohnung auf dem Quirinal geſehen, ſie iſt ſo einfach, wie die eines Kloſtergeiſtlichen. Der in den päpſtlichen Regierungen ſo berüchtigte Nepotismus befleckt die ſeinige nicht. Seine Arbeiten und Sorgen ſind allein dem Volke gewidmet. Zwar iſt er von den Jeſuiten erzogen und ihnen zugethan; aber der Jeſuitismus blieb ihm fremd. Wohl mögen ihm die Geheimniſſe des Ordens nie zur Anſchauung gekommen ſein; denn zu dieſen konnte kein Mitglied der Geſellſchaft gelangen, welches nicht mit gewiſſen Eigenſchaften einer der Heimlichkeit bedürftigen Regentſchaft ausgerüſtet befunden worden war. Der gutmüthige Pius ſteht in dieſem Orden, was ſein Titel ausdrückt, eine Geſellſchaft Jeſu, die kräftige Stütze des heiligen Stuhls, der, wie er meint, das irdiſche Reich Gottes an das himmliſche knüpft. In ſeiner Seele verklärt ſich der Irrthum zur Unſchuld. Er iſt in gutem Glauben; er will das Rechte, er will das Beſte; er iſt ein Papſt, der beſſer iſt als das Papſtthum!

Die Rückkunft des Papstes.

Die Rückkunft des heiligen Vaters aus Paris wurde mit öffentlichen Gebeten und allerlei frommem Lärm gefeiert. Menschen und Glocken schrieen durcheinander und riefen ihm ein tausend und tausendfaches Willkommen entgegen, die Kanonen der Engelsburg donnerten aus hoher Luft herabtönende Freudenrufe dazwischen; und so umjauchzet und umfluthet vom Volke, zog der hohe, wahrhaft ehrwürdige Kirchenfürst in die austapezierte Stadt ein. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen und Altanen flatterten Teppiche fröhlich herab. Es war kein Lüftchen, welches nicht eine Stimme des Frohlockens ihm in den Weg warf; und er, mit unermüdeter Hand, theilte rechts und links seine Segnungen aus. So erreichte der ehrwürdige Zug langsam und majestätisch den Petersplatz, der, wie die Kirche selbst, mit Lorbeerzweigen und Myrten bestreut war. In dieser empfing ihn ein neues Jubelgeschrei, das in Musik gesetzt war. Vor dem Hauptaltare verrichtete der fromme Papst sein erstes Dankgebet auf den Knieen, umgeben von Cardinälen und Prälaten, alle in prachtvoller Andacht. Aber auf dem Angesicht des ehrwürdigen Pius leuchtete Seele, Wahrheit und Inbrunst. Ueberhaupt war in dem ganzen Prunksysteme des Festes der einzig würdige und Ehrfurcht gebietende Gegenstand — der heilige Vater: man sah es ihm an, daß er diesem Pomp gern ausgewichen wäre. Sorgen und Be-

sorgnisse warfen sehr sichtbare Schatten auf sein ehrwürdiges und huldvolles Gesicht. Er verließ die Kirche, und der goldene Wagen trug ihn durch die jauchzende Menschenfluth zum Quirinal hinauf. Vor ihm her ritt auf einem weißen Esel, den zwei Geistliche führten, ein Prälat, der ein goldenes Crucifix emporhielt und vermuthlich die Demuth vorstellte. Jetzt war es Abend; Alles strömte zum Petersplatze zurück und die weltliche Freude lös'te die geistliche ab. Wir folgten dem allgemeinen Strome. Ueberall Häuser mit Regenbogenlicht eingefaßt, überall Freudenfeuer, in den Gassen und auf den Plätzen; wir fuhren durch flammende Straßen. Jetzt erreichten wir den festlichen Raum, und siehe! da stand der hohe Tempel, in Lichtschmuck gekleidet, vor uns. Alle seine Umrisse und Zierrathen bezeichnete eine Goldschnur von Licht. Die helle Kuppel trat aus der Finsterniß empor wie ein leuchtender Weltaltar, auf den das Gnadenzeichen des Himmels, eine Flamme, niedergefahren war. In dieser sanften Lichtglorie, in diesem Vorschimmer des volleren Strahlentriumphes stand die erhabene Kuppel, bis die Stimme einer Glocke das lauttönende Zeichen gab und gleichsam das Wort der Vollendung aussprach, und nun — wahrlich es war Zaubermoment! — nun fuhr es wie eine wandelnde Flamme hervor, und in weniger als einer Minute flammte Fackel an Fackel zwischen der sanftern Erleuchtung, welche in der hohen Flammengluth völlig verschwand. Der ganze Tempel war eine Lichtmasse, er war wie von der sicht-

baren Herrlichkeit Gottes erfüllt, und strahlte durch das tiefe Dunkel der Nacht einen elysischen Tag; Alles ward plötzlich sichtbar, Alles erkennbar. Auf allen Gesichtern der Menschenfluth glänzte der Verklärungsstrahl der heitersten Freude. Durch die schweifenden Säulengänge strömte die Fülle des Glanzes; Strahlenkronen verherrlichten die Portale. Aber festlicher, als der heiterste Sonnentag sie kleidet, rauschten die beiden Springbrunnen empor und streuten erleuchtete Tropfen, gleich sinkenden Sternen, umher. Ein größeres und anziehenderes Schauspiel beschäftigte nie meine Einbildungskraft: es war mir, als ob ich in eine fremde Natur, in eine Feenwelt hinein gezaubert wäre, wo nichts dunkel, nichts todt ist, wo alles leuchtet und lebt. Ein heller glänzender Tag mitten im schwarzen Gebiete der Nacht! Die Schatten der Finsterniß schienen in der Ferne zu stehen, um den Zauber dieser Nachtverklärung noch gewaltiger zu machen. Es rauschte durch das große Getümmel das Getöse des Wohlgefallens, des Entzückens, des Erstaunens, welches nur die größern Accorde der brausenden Glockenharmonie zu übertönen vermochten.

Nicht losreißen konnte ich mich von dem entzückenden Schauspiel, aber wir mußten fort. Ein wiederholter Kanonendonner kündete den zweiten Act des glänzenden Nachtfestes an, die sogenannte Girandola, ein Feuerwerk, das auf der Höhe der Engelsburg abgebrannt wird. Wir fuhren wieder durch erleuchtete Straßen und buntes Menschengewühl. Der Cardinal Dugniani

hatte für uns ein sehr bequemes Zimmer besorgt; da erwarteten wir den Augenblick der Vollendung. Noch war die Engelsburg in tiefes Dunkel gehüllt; nur wenige Lampen deuteten den Raum an, der die gespannteste Erwartung aufforderte und mit Ungeduld die Gemüther erfüllte. Jetzt rief ein wiederhallender Kanonendonner den ersehnten Moment hervor, und die gewaltige Steinmasse, unter welcher einst Hadrians Asche ruhte, stand in einem Feuerglanz, der sich in der vorbeiströmenden Tiber zurückspiegelte und ihn gleichsam zu einem Flammenstrome machte. Wie der Ausbruch eines Kraters stieg eine Feuersäule majestätisch empor; langsam erhob sie sich, und blätterte endlich wie die Krone einer riesenhaften, glühenden Palme auseinander; dann breitete sie sich aus und bildete ein großes Flammengewölbe, welches plötzlich und prasselnd niederstürzte; aus seinem Sturze fuhr ein Heer von Sternen auf, die leuchtend zurücksanken und in der Tiber untergingen. Nun erfolgte ein buntes Gemisch von Flammenbildungen, die, gleich den Aposteln, mit feurigen Zungen, vom heiligen Vater zu seinem Volke sprachen. Eine Flammenschrift drückte sein Wappen und seinen Namen aus; Feuerräder drehten sich wie Sphären um die Sonne der Kirche; dann schoß wie auf einem phlegräischen Felde eine ganze Saat von Feuergarben auf, die sich wie vom Sturme bewegt gegeneinander neigten, und nun richtete sich aus einer rollenden Gluth eine zweite Flammensäule auf; es entwickelten sich ihre Rauchwolken, die

einen dunkelgrauen, nächtlich erleuchteten Berg bildeten, der immer höher sich thürmte. Von seinem Gipfel herab fuhren rothe Blitze so krachend, als hätten sie die furchtbare Gesetzgebung auf Sinai auszusprechen. — Endlich erlosch und verstummte das wechselvolle Flammenfest, und das dunkle Gespenst der alten Burg, seines feurigen Lebens beraubt, versank in die Tiefen der Nacht. Keine Unordnung, kein Frevel hatte die Freude gestört, die, nach so erschöpfender Lust, matt athmend, zur Ruhe ging. Ein leises Nachschimmern beschloß den herrlichen Tag. — Von meiner Wohnung aus überschaute ich noch einmal spät die vom Taumel der Lust ausruhende Stadt. Auf einzelnen Puncten verglimmten die letzten Funken wie eine goldene Inschrift an dem dunkeln Vorhange, der das Freudenspiel des Tages verdeckte. Leer und verlassen und verstummt war das Dunkel umher. Aber hoch über dem finstern Raume strahlte ruhig und ewig die Herrlichkeit des Sternenhimmels auf die Schattenwelt der vergänglichen Freude herab. —

Dritter Theil.

Ankunft in Neapel.

Nachdem wir acht Monate in Rom verweilt und nach verschiedenen Richtungen diesen merkwürdigen Boden durchwandert hatten, der uns noch eine reiche Nachlese von Spuren der alten römischen Herrlichkeit aufbewahrt, begaben wir uns nach Neapel. Unser Weg zog sich durch die öde Campagna, zwischen Gerippen zerfallener und zerfallender Wasserleitungen und Gräbern hin, oder er ging vielmehr über ein großes Grab, welches seine Todten längst, und nun ihre Gräber begräbt. Wie lange diese Denkmale auch ihr Schattendasein fristen mögen: es naht sich mehr und mehr seinem Verschwinden. Durch die pontinischen Sümpfe gelangten wir auf einer schönen, an beiden Seiten mit Reihen von Bäumen eingefaßten Straße nach Terracina, dem alten Anxur, dessen alter Name längst auch gestorben ist. Hier, wo wir die Nacht blieben, entzückte mich zum ersten Male der große Anblick des Meeres, auf dem das letzte Nachschimmern der Abendbeleuchtung erlosch, — ein Anblick, der mit allen Schauern einer großen Idee, mit dem Gedanken an die Unendlichkeit das Gemüth

freudiglich anschreckt, tief erschüttert und mächtig erhebt. Zu dem Meergestade hinab ziehen sich die mit Lorbeern und Myrtengebüsch bewachsenen Senkungen apennini=scher Vorgebirge. Aber das heitere Dunkel einer hespe=rischen Nacht gab dieser Landschaft erst ihre schönste Voll=endung. Das Meer rauschte sanft, als dürfte es die geisterhafte Stille nicht stören. Das Lorbeer = und Myrtengrün war mit italienischen Lichtkäfern bedeckt, und wie mit Sprühfunken umschwärmt: da senkte sich nun der schimmernde Abhang des Berges wie eine stille Feuerkaskade zum Meer hinab; — es war, als ob hier mit dem Erhabenen sich die Lieblichkeit im Schmuck feu=riger ätherischer Blüthenkronen vermähle.

Die Fortsetzung unserer Reise am folgenden Tage durch das reizende Campanien berührte, mitten in diesem Naturreichthume, Ortschaften wie Fondi und Itri voll Bettelei, Elend und Schmutz. Die Einwohner haben mehr das Ansehen von Wilden, als von Bür=gern eines gesitteten Staates. Von der menschenleeren Sumpfebene bei Garzigliano wurden uns furchtbare Raubgeschichten erzählt und in St. Agatha mußten wir wirklich eine bewaffnete Bedeckung mitnehmen. Das Gesindel, welches sich zu unserm Schutz anbot und eine Gesellschaft neapolitanischer Sbirren vorstellte, war mit Lumpen und schlechten Waffen behangen, und sah selbst einer Räuberbande ähnlicher als einer Schutzwache. Unsere Beschützer, die unserem Wagen vorschritten, wiesen, um uns das Bedürfniß ihrer Begleitung recht

anschaulich zu machen, bedeutsam auf die Stellen hin, wo hier und da am Wege die Gebeine von hingerichteten Räubern an hohen Stangen aufgehängt waren.

Nach einer Reise von vier Tagen kamen wir endlich nach Neapel, — aus dem stillen, kunstreichen, gesittteten Rom in ein lärmendes, größtentheils rohes Menschengewühl. Wir wohnen in einem Wirthshause am Quai, von wo die Aussicht auf den Meerbusen von Neapel ungemein reizend und großartig ist. Mein erster Blick des Morgens und mein letzter des Abends fliegt auf das Meer. Ein ewig klarer Himmel schaut gleichsam selbstgefällig sich an in diesem reinen Spiegel, dessen Einfassung die Hesperidengärten Campaniens sind. Tief im Hintergrunde schattet wie eine schwarze Wolke im schönsten Himmelblau die durch den ehemaligen Aufenthalt des finstern tyrannischen Tiberius berüchtigte Insel Capri. Auf der östlichen Küste droht, wie ein feuerspeiender Riese der Fabelwelt, der Vesuv, dem der heilige Januarius auf der Magdalenen-Brücke mit aufgehobenem Finger entgegen droht. Wir werden ja sehen, welcher von beiden die Oberhand behält: der aus dem Heidenthume herstammende Unhold, von dem man nichts als Missethat weiß, oder der Heilige, von dem man so viel Wunderthaten erzählt? Der Erste scheint dem drohenden Finger des Letzteren zu trotzen, indem er bereits mit zürnendem Getöse feurige Rauchsäulen ausstößt. Man macht sich auf einen rohen Flammenausbruch gefaßt.

Wenn man vor einem Theater sitzt und lange die prachtvoll geschmückten Bühnenwände angestaunt hat, dann will man doch auch die Schauspieler sehen, die da auftreten werden. Die Natur hat einen unerschöpflichen Reichthum von Herrlichkeit, Lieblichkeit und Fruchtbarkeit hier über die Fluren ergossen; aber die Menschen, die auf diesem Boden sich bewegen, wandeln, trotz der paradiesischen Fülle, welche sie umgiebt, in einem verlornen Paradiese. Ein Ergebniß von Verwilderung und Rohheit ohne Kraft, von Feigheit, Knechtsinn und Trägheit ist des Neapolitaners Character; Elend und Armuth sein Loos; Finsterniß der Unwissenheit ist das Element seiner Seele und Aberglaube seine Religion. Von einem Bürgerthum, von einem geregelten Volksleben wenig oder gar keine Spur! man müßte denn das Zusammenhalten der Lazeroni für ein solches ansehen, welches aber wiederum auf einer Unziemlichkeit beruht, die ein Staat nicht dulden sollte. Ein tumultartiges, rücksichtloses Durcheinanderlaufen der ungeheuren Volksmenge ohne wirklichen Gewerbfleiß oder eigentlichen Verkehr brauf't besonders in der Hauptstraße Toledo auf und nieder. Diese Menschen treibt eine Eile, die nichts ereilt, als was sie in der nächsten Minute schon nicht mehr hat; mit einer Begier, die nichts begehrt, als augenblicklichen Gewinn.

Wie aber, fragt der Beobachter, hat denn die Natur, welche diesen Boden so reichlich auszustatten fortfährt, nur von den Menschen ihre Hand zurück=

gezogen, daß diese im schmutzigen Stumpfsinn dahin kriechen, wie Ungeziefer um die lieblichsten Blumen? Gewiß nicht! der Neapolitaner ist von der Bildungsfähigkeit keinesweges so entblößt, als es ihm an Bildung und Gesittung selbst fehlt. Das Feuerblut in seinen Adern, der Flammenblick in seinen Augen, die auffallende Geberdenbegleitung seiner Worte, die oft bis zur wüthigsten Raserei gesteigerte Leidenschaftlichkeit, womit er Alles behandelt, was seine Begier oder seinen Abscheu, seinen Haß oder seine Liebe reizt; endlich seine kindische, oft possirliche Ruhmredigkeit, womit er die angeblichen Vorzüge seiner Persönlichkeit herausstellt, — Alles dieses deutet genugsam darauf hin, daß ihm nichts weniger als Stumpfsinnigkeit beizumessen ist. Trotz seiner arbeitscheuen Trägheit ist ihm eine leichtaufgeregte Lebendigkeit eigen, der es nur an klaren Begriffen und an der gehörigen Richtung fehlt, um zu einer tüchtigen Geschäftigkeit zu gedeihen. In der Regel ist der Neapolitaner viel geneigter, mit großer Anstrengung und Aufwand von Geduld Jemanden um einen Carlin zu betrügen oder zu bestehlen, als einen solchen Gewinn mit weniger Anstrengung zu erarbeiten. Der Grund dieser Versunkenheit des Volkes liegt in der heillosen Vernachlässigung der Jugend. Von Volksschulen ist nicht die Rede.

Jener Character, wie er sich im Allgemeinen mit allen seinen Folgen an dem niedern Volke wahrnehmen läßt, erhält unter den höhern Ständen eine gewisse

Abänderung, die gewöhnlich nur in der oft geschmacklosen Glanzdecke besteht, die der durch die Geburt oder sonst ihnen zugefallene Vorzug der Lebensbequemlichkeit ihnen verschafft. Dieselben groben Vorurtheile des Aberglaubens, mit denen der gemeine Neapolitaner lebt, hängen auch in dem Kopfe des Marchese herum. Seine vornehme Beschäftigung besteht in einem gewöhnlichen leeren Treiben durch alltägliche Lebensverhältnisse, einem Treiben, welches zur Unterscheidung vom gemeinen Volke mit etwas französischer Sprache und Sitte versetzt ist. Ausnahmen von der Allgemeinheit dieser Erscheinung würden vorauszusetzen sein, wenn die ausgezeichneten Männer auch weniger bekannt wären. Von dem ehrwürdigen Patriarchen, dem Erzbischof von Tarent, sprechen die Reisenden mit dem verdientesten Lobe. Um die Naturgeschichte des Vesuvs erwirbt sich der wackere Duca della Torre ein nicht geringes Verdienst. Es würde zu bedauern sein, wenn sich der fleißige Forscher durch seine zu große Bescheidenheit bestimmen lassen sollte, die Ergebnisse seiner Beobachtungen dem Publicum vorzuenthalten. Diesen und andern Männern ihres Gleichen werde, was ihnen gebührt, — Anerkennung.

Den Eindruck, welchen Neapel und seine Umgegend auf Tiedge's Feuerseele hervorgebracht, schildert der begeisterte Dichter in folgenden Briefen an die Herzogin Dorothea von Curland, die Schwester seiner Freundin und Reisegefährtin Elisa von der Recke.

Erster Brief.

Neapel, den 9. October 1805.

Die Krankheit brach ein in mein Leben, wie ein Räuber in die Hütte des Armen, der nichts zu verlieren hat. Viel Großes, viel Schönes habe ich nun nicht gesehen; ich habe einen Theil meines Daseins verloren. Doch ich darf nicht klagen, denn das erhabenste Schauspiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erschüttert, habe ich in seiner ganzen Fülle genossen.

Angethan mit allen seinen Schrecken, mit seiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Vesuv das furchtbar erhabene Fest seiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf seinem Gipfel eine weiße Rauchsäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erscheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwickelung; das tiefere Zucken der verborgenen Kraft hatte Neapel und die umliegenden Inseln geschreckt, mehrere Städte niedergeschüttert, und einen großen Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben. Man sah die weiße Rauchsäule von der unter ihr kochenden Gluth erröthet; oft ward ihr innerster Kern zur lodernden Flamme, welche glühende Steine empor und umherschleuderte. Im Schlunde krachte und raste ein gräßlicher Tumult!

Am 12. August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen

vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe; dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich wie ein flammender Seraph, der weit über das paradiesische Campanien hinschaute; leichte rothe Wölkchen schwebten umher und spiegelten sich im dunkeln Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab, und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermal eine mächtige Gluthsäule; eine kleinere blitzte neben ihr auf, und hohes Getümmel umher, wie das Gefolg einer Göttererscheinung: — sie sank zurück und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Wiederschein auf die Stadt, auf das Meer und an die dunkeln Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfassende Kerkerwand und stürzte von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch' ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen und wiederum das Entsetzen zum Ent-

zücken wird. Ueber dem Krater hatte sich vom aufsteigenden Rauch eine Wolkenversammlung gebildet: es schienen die purpurnen Horen zu sein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochnes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durch einander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die sich in einer außerordentlichen Höhe vereinigten und gleichsam einen Triumphbogen von verschlungenen Strahlen bildeten für einen Götteraufzug. Die Gegend lag schweigend wie trunken im röthlichen Lichte. Die Schiffe in dem feuerspiegelnden Meere schienen schwarze Riesengespenster zu sein, die in einem Blutmeere starrten. Was aber diesem großen Schauspiele die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond. Hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf und schien wirklich Aurora zu sein, die der Triumphzug der vorgeeilten Horen über der Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesicht, wie ein Nektar-trunkener Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom, — und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegen gereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weit hin erstreckte, und über

dem rothen Strom als eine weiße Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in fünf Arme: drei zogen östlich, zwei aber westlich, und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort: er umschloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus, und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastromes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße, und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres bekränzen: hier verlor der eine sich unter den Weinhügeln, der andere Strom hingegen drängte mit gedoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe. Eine Menge von Zuschauern in Gondeln schwammen in der Gegend des Meeres umher, wo die Feuerkaskade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte was erwartet wurde: die Gluthmasse stürzte mit lautem Geprassel und Donnergetöse in's Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewühl und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufruhr rasten schäumend vor Wuth

durcheinander. Kochende Wassersäulen und zürnende Flammenspitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder, und wiederholten den Sturm des wildesten Aufruhrs: bis endlich der Tumult mit einem leisern und leisern Zischen endete, und, gleichsam zum Denkmal des geschlossenen Friedens, von der erstarrten Gluthmasse sich ein Vorgebirge bildete, das tief in's Meer hineintritt.

Diese Naturbegebenheit ist so überschwenglich reich an einzelnen Erscheinungen, daß ich noch einen Brief, theure Fürstin, damit anfüllen werde.

Zweiter Brief.

Neapel, den 13. October.

Unsre Wohnung am Ufer der See wird durch die Aussicht nach dem Vesuv hin, der noch immer sein großes Feuerwerk fortsetzt, höchst anziehend. Jedes Zimmer hat seinen Balkon. Ich trete auf den meinigen hinaus, sobald die Sonne ihren ersten Strahl über den Vesuv in meine Zelle wirft und mich umfängt von allen Seiten in ihrer ganzen Festlichkeit und Fülle eine paradiesische Natur. Dorthin rechts nach Westen das Vorgebirge Pausilipp mit seinen Pinienkronen, Zypressen und Landhäusern; links das Vorgebirge der Minerva — welche sinnvolle Namen, jenes die Ruhe, dieses die

Weisheit! — Beide strecken sich tief in's Meer hinein, als wollten sie den auf den Wellen ruhenden hesperischen Himmel umfangen. Letzteres ist mit den Städten Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, und mit unzähligen Villen bedeckt. Alle diese Landschaften schmiegen sich freundlich um den Fuß des tobenden Vulkans, der unversöhnt seine Flammenströme aussendet. In seinen innersten Schlünden donnert es, als hätten tausend Cyklopen darin Waffen des zürnenden Jupiter zu schmieden, indeß die glühende Lava ruhig in ihren Ufern sich fortschiebt. So gefahrvoll dies große Schauspiel in der Ferne erscheint, so ziehen doch täglich zahlreiche Gesellschaften zu dem furchtbaren Berg hinauf; auch wir schickten uns an zu einem solchen Zuge.

Den 18. September machten wir unsere Wallfahrt zu seinem Gipfel. Bis Resina fuhren wir. Dort wurden Esel genommen; und so beritten zogen wir Nachmittags gegen vier Uhr den Berg hinan. Zwischen lauter Weingärten und einsam umher liegenden Landhäusern windet der romantische Weg sich zum Gipfel empor. Der berühmte Wein „Lachrymae Christi" (Christus Thränen) genannt, hing noch in seinen Trauben und röthete wie dunkle Purpurschnüre die grünenden Ranken, welche wie holde Sympathieen die hohen Ulmen umarmten und Arkaden bildeten, die der Phantasie Stoff gaben, die lieblichen grünen Labyrinthe, weit über den Anblick hinaus, mit entzückenden Ueberraschungen zu bereichern. Ueberall herrschte in diesem grünen

Leben eine süße bis zur Schwärmerei begeisternde Einsamkeit. Die milden Sommerlüfte kamen von den Hügeln und aus den himmlischen Lauben der Thäler zu uns herauf, und flatterten zu andern Lauben hinüber, zum ewigen Spiel mit Blättern und Trauben. Links und rechts an der Hauptstraße kleine Eingänge, wie bekränzte Pforten zu geheimnißvollen bacchischen Thälern. Oft wandelte die Lust mich an, mich in dieses Labyrinth zu stürzen und unterzutauchen, wie die Luft in das grüne Blättergewühl; aber ich folgte dem Zuge unserer Pilgerschaft, und bald erreichten wir eine Anhöhe voll Grauen und Entzücken. Die Natur wird hier dürftiger: die arme Genista nährt sich kümmerlich zwischen unfruchtbaren Felsenzacken einer alten Lava. Von allen Seiten erblickten wir tiefe schwarze Thäler, in welchen vieljährige Lava starrte. Alles wild durch einander, ein Bild des wunderbarsten Eigensinns, den hier die Natur trotzig durchgesetzt zu haben scheint. Die grause Wildniß gleicht einem todten Meere, welches hier mit seinen finstern Wellen erstarrte und verstummte, indem es seine hundert Arme verwüstend in die liebliche grüne Natur ausstreckte. Furchtsam hat sich hie und da das Hüttchen eines Winzers an das Ufer gerettet, wo ein einsames Leben waltet. Wie der Athem des Entsetzens weht die Luft den Wanderer an; aber er wendet den Blick — und vor ihm in der Tiefe grünen an den Küsten hin paradiesische Fluren. Er überschaut Neapel und den weiten Golf, den Pausilip und die ganze große

Landschaft, rein und kräftig hervorgehoben durch die schönste Tagesbeleuchtung; in der Tiefe spiegelt das Meer und gleicht einem klaren Horizont, an welchem die Inseln Capri, Ischia und Procida wie schattige Wolken zu schweben scheinen. Doch wir durften uns nicht zu lange von diesen Reizen festhalten lassen, wie sehr auch die abendliche Lichtfärbung das große Naturpanorama verherrlichte.

Wir zogen weiter und erreichten bald die freundliche, mit hohen Bäumen umgebene Stelle, wo der Einsiedler ein nicht sehr einsiedlerisches Leben führt. Der Mann ist darauf eingerichtet, die Fremden mit Lachrymae Christi zu bewirthen. Diesem Weine geht es, wie mancher Berühmtheit, der man nicht zu nahe treten darf; selbst die Trauben dieses gepriesenen Gewächses sind herbe. Aber den Einsiedler, wie wird den Ihre Phantasie, meine geistreiche Fürstin, Ihnen darstellen? Ganz natürlich werden Sie sich einen alten, ehrwürdigen Greis denken, dem ein weißer Bart wie ein Wasserfall über das dunkle Mönchsgewand hinfließt; tiefe Furchen an der Stirn, wo die Andacht thront; den Blick, gewöhnt nur den Himmel anzuschauen, aufwärts gerichtet; um den Leib den Gürtel, der das alternde Gewand zusammenhält. — Nichts von dem Allen! Unser Einsiedler ist ein derber, handfester Mensch, dem seine Buße und die Thränen des Heilandes gar nicht übel bekommen. Er ist in den vierziger Jahren. Im Venetianischen, seinem Vaterlande, soll er einige Mord-

thaten begangen haben. Hier setzt er sein gottloses Leben in ein gottseliges um; dabei liebt er den Scherz und das Lachen, und vielleicht noch andere Dinge, die mit dem Eremitenleben noch mehr im Widerstreit sind. Aber die Stelle seiner Einsiedelei ist lieblich und heilig: nicht durch die Märtyrergestalten, die da umher gepflanzt sind, sondern durch den süßen Frieden, der diese Stelle, fern vom Geräusche der Menschen und näher dem Himmel der Götter, tief in den Schooß der grünen Natur eigenhändig hineingebaut zu haben scheint; sie ruht so still auf dem Abhange, und fast in der Mitte der Höhe des Vesuvs. Hohe Ulmen stehen am Rande dieser feierlichen Terrasse in einem Kreise umher, gleich flüsternden Tempelwänden, über welche sich ein freundlicher Himmel wölbt. Die westliche Abstufung ist mit hohen Kastanienwäldern herrlich überschattet; halb versteckte Eingänge zu diesen Wäldern winden sich von der Einsiedelei in diese lieblichen Schatten geheimnißvoll hinab. Sie sind, gleich dem Leben, dessen Ausgang verhüllt ist, mysteriös und dunkel. Ach! hier möchte ich wohnen, wenn unter den Menschen kein Herz mehr für mich schlüge! —

Erquickt und gestärkt zu neuer Anstrengung brachen wir auf, und der fröhliche Zug setzte sich in Bewegung. Eine lange Strecke ging es noch auf einem Hügelrücken zu Esel fort, und dies war der anmuthigste Weg, den ich je gemacht habe. Nach Osten hin starrte freilich das finstere todte Lavafeld, aber links von Westen her säuselten lebendig und kräftig kühle Abendlüfte in der duf-

tigen Waldung. Hohe Kastanienwipfel grünten vom tiefen Thale bis zu unserm Weg herauf. In diese grüne Wildniß hinein zog sich ein Strom alter Lava; aber die holde Natur hatte die Spuren der Verwüstung halb schon überschleiert. Der Somma, dieser Zwillingsbruder des Vesuvs, ist bis zu seiner Spitze hinauf mit schönem Grün bekleidet; nur die Seite, die er seinem unähnlichen Nachbar zukehrt, ist verbrannt und dürr. Schon beim Eremiten wurden Fackeln angezündet, welche der weiten Gegend umher eine magische Beleuchtung verliehen. Der ganze Zug, 30 Personen stark, würde das Ansehen eines schauerlichen Geisteraufzuges gehabt haben, wenn nicht Scherz und Gelächter diese Täuschung zerstört hätten; aber vor dem unterirdischen Donner verstummte der jauchzende Muthwille, und der schweigende Geisterzug war auf einige Minuten wieder hergestellt. Es war ein süßes Grausen, welches tief in die Empfindung eingriff, und die phantasievollen Erwartungen behorchten den vom unterirdischen Donner erschütterten Boden. Immer lauter tobte unter unsern Füßen die verborgene Wuth, immer fühlbarer bebte der Berg! Wir hatten noch ein weites, grauenvolles Lavafeld zu durchwandern. Seltsame Gruppen von in einander geschobenen Lavagestalten starrten, wie finstere Gespenster der Mitternacht, von allen Seiten uns an; und so gelangten wir zum Fuße des Aschenkegels.

Hier verließen wir unsre Esel, und die Gesellschaft, theils zu Fuß, theils auf Tragsesseln, klimmte und kroch

den Aschenberg hinauf. Trotz der unendlichen Beschwerlichkeit des Steigens verstummten Scherz und Fröhlichkeit nie ganz, sie wurden auch hier nur durch das dumpfe Donnern und das schreiende Sausen des Berges in lauschende Stille verwandelt. Drei Viertelstunden brauchten wir, um uns durch den Aschensand, wo jeder Schritt tief einsank, und oft wieder zurückgleitete, zum Gipfel hinauf zu arbeiten. Endlich erreichten wir mühselig den Rand des Kraters. Welch' ein Anblick! Welches Erstaunen voll Grauen und Entzücken bestürmte die Phantasie! Niemand fühlte den ermüdeten Körper; aber ein widriger Wind wehte uns ungeheure Wolken von Schwefeldampf entgegen, durch welche die rothe Gluth ohne bestimmte Form hervor schimmerte. Der erstickende Dampf trieb uns auf die entgegengesetzte Seite des Berges hin; hier bestiegen wir den Kraterrand, und sahen in den Feuerschlund hinab, an dessen östlicher Seite die Gluth hervordrang. Ueber diesem Schlunde hat sich eine rauhe Lavadecke gelegt, auf welcher Hügel an Hügel emporstarrt; und kleine bläuliche Flammen zucken dazwischen aus dem Boden hervor. Mitten unter diesen schwarzen Gruppen erhebt sich hoch hervorragend ein Doppelhügel von Lava und Asche; aus diesem schossen, mit Donnergeprassel und heulendem Gesause wechselnd, zwei Feuersäulen auf. Die eine war von der andern sehr verschieden: diese warf glühende Steine und Blitze umher; jene stieg, mit schneidendem Geschrei, wie eine gelblich klare Flamme, empor, und diese gewährte den herrlich-

sten Anblick. Von ihrer Höhe herab warf sie tausend und tausend kleine Sternchen hernieder, die in der Asche noch fortglimmten. Oben neigten sich die Strahlen nach allen Seiten, die ganze Form schien eine gewaltige Feuerpalme zu sein; und fortwährend krachte, raste, donnerte die Tiefe. Unsre Sitze bebten, und wie Kinder bei einem schauerlichen Abendmährchen horchten Alle furchtsam auf die gewaltigen Worte, welche hier die Natur aussprach.

Jetzt hatte sich der Wind zu unserem Vortheile gewendet; wir durften uns nun der Stelle nähern, wo, zwar in beträchtlicher Ferne, der Feuerstrom vorüber zog. Wie ein neues Wunder überraschte uns dieses Schauspiel. Hier hatte sich die Hölle einen Ausgang geöffnet; von hier aus sandte sie ihre flammenden Heerschaaren in die Tiefe hinab. Es ist die westliche Seite des Berges, wo der Feuerstrom hervor gebrochen ist. Ein hohes Portal von erkalteter Lava hat sich am Ausbruche gebildet; da stürzte die Gluthmasse aus der Flammengrotte gewaltsam hervor. Die weite Gegend umher war magisch beleuchtet. Wie flammende Höllengeister standen einige der Verwegensten von der Gesellschaft auf einzelnen Felsenspitzen in rothem wunderbaren Schein. Licht und Dunkel, Flammen und Nacht kämpften mit einander; aber tiefer unten hinter dem finstern Lavafelde zog der rothe Gluthstrom seinen Weg und drehte sich in Schlangenwindungen um die fernen Höhen, wo er sich vor unsern trunkenen Blicken verbarg. Gräßlich

leuchteten seine Flammen die wilden Massen des diesseitigen, schon erstarrten, aber an einigen Punkten noch fortglühenden Lavafeldes an, welches einer untergegangenen Welt gleicht, deren Ueberreste aus dem schwarzen Grabe hervorragen. Wer vermöchte sich loszureißen von der Gewalt des Eindrucks, womit solche Gegensätze von Herrlichkeit und Wüste, von Schrecken und Entzücken das Gemüth überwältigen! Ein Vergessen seiner selbst ergreift den Zuschauer vor den Auftritten, wo die Natur gleichsam in ihrer höchsten, thätigsten Begeisterung erscheint. Doch erinnerte uns der finstere Nachthimmel und die Kränklichkeit Ihrer theuern Frau Schwester an die Rückkehr; denn obgleich die glühende Lava über 1000 Schritte von uns entfernt dahinfloß, so empfand sie doch die von dort her wehende Hitze so sehr, daß sie ihre Stelle verlassen mußte. Wir traten unsern Rückweg an. Die wehenden Fackeln schimmerten furchtsam durch die schwarze Finsterniß der Nacht; am hohen Somma zog der Mond vorüber, und versilberte das rothe Gewölk, diese feurigen Athemzüge des empörten Vulkans.

Dritter Brief.

Neapel, den 18. October 1805.

Sechs Wochen hatte bereits der Vesuv sein großes Schauspiel ununterbrochen fortgesetzt; endlich verstummte

sein Donner, und seine Flammen erloschen. Nach einer Stille von 17 Tagen kündeten mehr und minder fühlbare Erdstöße einen neuen Ausbruch an. Einer war selbst in unsrer Wohnung merkbar. Es rasselten um die Mitternachtstunde Thüren und Fenster; doch that dieser Stoß, außer einigen niedergestürzten Mühlen um Neapel, keinen bedeutenden Schaden. Den 15. October Abends gegen 9 Uhr vernahmen die Einwohner von Portici ein erschütterndes Krachen und Brüllen im Innern des Berges; und bald nachher fuhren Flammen aus dem Krater, welche zuweilen außerordentlich hohe Feuersäulen bildeten, von deren Spitze Funken wie ein Sternregen umhersprühten. Endlich schienen die Ufer des Kraters zu glühen, und von Zeit zu Zeit vernahmen wir, obgleich die Entfernung eine deutsche Meile beträgt, das dumpfe Donnergeroll, welches die Einwohner von Portici und Resina heftig erschreckte. Das obere Gluthgewühl dauerte eine halbe Stunde fort; endlich kochte der Flammenrand über, und ergoß sich anfangs auf der östlichen Seite, bald aber durchbrach er auch das westliche Ufer — und nun rieselten große und kleine Feuerbäche von der schwarzen Aschenhöhe herab, gleich flatternden Goldbändern, welche wie ein Schmuck der Nachtgöttin in das tiefe Dunkel niederhingen. Die Nacht war stürmisch und heulte durch die Höhlen des Meergestades; das Meer brauste und tobte gegen das Ufer; der Wind fuhr in das Gluthgewölk des Kraters, und Verwandlungen der Wolkengebilde folgten schnell auf einander.

Bald war der ganze Berg in schwarzrothem Schleier gehüllt, bald stand er wieder triumphirend in seiner ganzen Glorie da. Ein ewiger Wechsel! Die mehrsten Ströme zogen in den Ufern fort, welche die vorige Lava ihnen bereitet hatte. Einer aber nahm seine Richtung ganz westlich nach Portici zu, so daß die Einwohner daselbst sich schon zur Flucht anschickten; allein er hatte noch nicht den Fuß der Aschenhöhe erreicht, als er stille stand, die Nacht hindurch leise fortglühte und dann erlosch.

Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem schon oft von den Feuerströmen des Vesuvs heimgesuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch' eine fürchterlich erhabene Scene fanden wir hier! Alle die großen Gestaltungen, mit welchen der erste Ausbruch geschreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich Ihnen schildern wollte, was sich begab. Nicht einen schwachen Schattenriß vermag ich davon zu geben. — In der Stadt Torre del Greco, und näher am Fuße des Berges, ein Gewühl von Zuschauern, welche die große Erscheinung anstaunten. Auf einer etwas hohlen Terrasse des Berges hinter Weingärten und Landhäusern, unter denen sich die königliche Favorite befindet, hatte sich ein Lavastrom gelagert, und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufstieg, der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg schien der schwarze Kern einer einzigen ungeheuren Flamme zu sein; dunkelroth

angeglühte Dampfmassen hatten sich auf dem Gipfel gelagert, in verwirrtem Gemisch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerrissener Wolkenhimmel auf ihn herabgestürzt wäre, und tief unter dem finstern Dampfe war Alles Bewegung: es wirbelte und wühlte, wie Kampfgetümmel und wild durcheinander tobende Wuth. Das Reich der Hölle schien durchbrochen und der Berg eine ungeheure aufsteigende Brücke zu sein, von Giganten erbaut, den Himmel zu stürmen. Tiefe dunkle Mitternacht umher, wie ein schwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinsel emporstand. Immer undurchsichtiger und finsterer ward das Dampfgewölk, welches Himmel und Erde vermischte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerströme. Der vollständigste dieser Ströme endigte in dem Feuersee auf der untern Terrasse, und schien ein glühendes unermeßliches Ungeheuer zu sein, welches sich aus dem Gluthsee aufrichtete, und seinen flammenhauchenden Kopf in den schwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die in rothem Wiederschein auf- und abgehenden Zuschauer glichen seltsam in Flammenduft gekleideten Schattengestalten. Das Ganze war mehr als erhaben romantisch: es war eine Zauberwelt voller Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortrissen in das Gebiet der

Phantasieen und Träume.

Vierter Brief.

Rom, den 28. November 1805.

Nachdem wir die bunten und seltsam kontrastiren=den Scenen in Neapel bis zur Uebersättigung genossen hatten, verließen wir das reizende Campanien, wo nichts schöner als die Natur, und nichts abschreckender ist als die Menschen. Der ganze Weg bis nach Rom ist mit Paradiesen bekränzt, und man würde im Entzücken dar=über vergessen, daß man noch auf Erden wandelt, wenn nicht elende Hütten voll Schmutz und Menschen mit Lum=pen bedeckt die süßen Himmelsträume zerstörten. Ita=lien kontrastirt mit unserm Vaterlande in aller Rücksicht und unter allen Beziehungen. Daß selbst auch das Aeußere den innern Charakter anzeigt, ist ganz na=türlich. Schöne, oft kostbare Straßen ziehen durch ganz Italien hin, aber Bettlergesindel wimmelt auf ihnen. Ich kann es nicht beschreiben, wie froh ich war, als unsere Wagen zwischen den letzten Häusern Neapels fortrollten. Links warf ich noch einen Blick auf das große Armenhaus, welches an seiner Stirn die Worte trägt: „Zuflucht für die Armen des ganzen Reichs.“ Das Haus ist ungeheuer groß, und die Inschrift eine ungeheure Lüge; es ist nicht ganz unbewohnt, aber Arme nimmt es nicht auf. Die Inschrift sollte weggenommen und an die Thore von Neapel geheftet werden.

Wir hatten Neapel hinter uns, und in jeder Seele

ging ein heitres Leben auf. Links und rechts, wo wir vorüberrollten, freundlich umgrünte Hügel und lockende Thäler. Schon hatte der November seine Herbstmalereien an den Hügeln aufgehängt und gleich prächtig gestickten Teppichen in den Thälern ausgebreitet. Auf den Anhöhen umher schimmerten, wie hellere Lichtpunkte, die fröhlich bekränzten Landhäuser und Villen. Wenn man die Menschen vergessen könnte, so sollte man glauben, daß irgendwo in diesen himmlischen Thälern die Glückseligkeit wohnen müsse und daß ihre Gegenwart den Horizont zu einer nie getrübten Heiterkeit begeistere. Eine ununterbrochene Fortsetzung dieser Lieblichkeit begleitete uns bis zum Flusse Garigliano, dem Flusse, an dessen Ufern die Heldentollheit alter und neuer Zeiten ihre blutigen Rasereien wiederholt hat. Die Gegend ist flach, und zieht sich links nach dem Meere hinab; rechts aber wird sie von den hohen kahlen Apenninen begrenzt. Die Umgebungen haben etwas schauerlich Melancholisches; an beiden Seiten des Weges bezeichnen unmooste Trümmer die Stelle alter Grabmale, welche, wie unsere Freundin sagt, ihren Todten nachgestorben sind. Von der alten Stadt Minturnä stehen hier noch Reste eines Amphitheaters; und eine lange unterbrochene Reihe Bogen von einer Wasserleitung erstreckt sich durch die Ebene hin. Der Weg wand sich abwärts, — welch' ein himmlisches Thal grünte und säuselte am Abhange! Wir sanken leise hinab, und es war als müßten die grünen Wellen von Weinranken und Kastanienwildniß über uns

zusammenschlagen. Aus dieser grünen Fülle äugelten, wie kindliche Scherze, die Goldfrüchte der Hesperidengär=ten unsere Blicke an.

Zwischen soviel Lieblichkeit und Naturreichthum langten wir endlich, nach einer Reise von drei Tagen, in der Hafenstadt Gaëta an. Hier erwarteten uns der treffliche Prinz von Hessen=Philippsthal und der biedere Oberste von Zweyer; die Gastfreundschaft und die Herzlichkeit dieser beiden Männer bereiteten uns ein Paar glückliche Tage. In dieser Gegend scheint die Na=tur ein begeistertes Fest gehalten zu haben: alles Große, alles Liebliche und Schöne hat sich hier zusammenge=häuft. Heimliche Thäler, grünende Hügel, an welchen idyllische Träume aus einer Schäferwelt zur Wirklichkeit geworden zu sein scheinen, kühne nackte Felsenspitzen, sanfte Abhänge mit der Herrlichkeit und dem Reichthume einer südlichen Flora bekleidet, ein würdiger Thron für die Blumenkönigin, welcher das unendliche Meer seinen klaren Spiegel vorhält: und diese ganze Fülle von Sanftheit und Kraft, von Erhabenheit und lieblicher Milde vereinigt sich zu einer solchen Harmonie, welche die Phantasie mit schönen Bildern, und das Gemüth mit heiligen Empfindungen bereichert. In der Gegend von Gaëta und dem Molo di Gaëta stand die alte Stadt Formiä; da verschwelgten einst die alten Welträuber in prächtigen Villen die Schätze, die sie den Völkern ge=raubt hatten. Auch Cicero hatte dort einen Sommer=sitz: hier begeisterte ihn die Natur zu philosophischen

Arbeiten, indem sie ihn die politischen vergessen ließ: dort trafen ihn die von Antonius abgeschickten Mörder in einem Lusthaine, durch den er flüchtete, um das Meer zu erreichen. Lorbeer=, Orangen= und Citronenzweige beschatten die heiligen Stellen, wo einst der Weise, in Gedanken vertieft, umherwandelte. Vor den Eingängen seiner Badehallen weben jetzt Epheu und wilde Rosen=zweige ewig grünende Vorhänge. Ich trat in eine dieser Hallen, und der Geist der alten Vergangenheit wehte mich kalt an; Zufall und Einöde walten hier, und die von der Wölbung niederfallenden Wassertropfen geben der stummen Wildniß ein schauerliches Getön. Aus einzelnen Ruinen lassen sich mehr oder weniger die ehe=maligen Formen der Gebäude und deren Bestimmung errathen. Die ganze Gegend gleicht einer zerrissenen Geschichte der alten Zeit: einige Blätter sind lesbar, andre völlig verwischt.

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft machten wir einen Spaziergang um die Stadt, auf der Brust=wehr der Festung und genossen einer unendlich reichen Aussicht auf das Meer und das Bergland. Die Festung Gaëta tritt mit ihrem Felsenfuß kühn in das Meer hin=ein; wir wandelten unter drohenden Kanonen, die wider=wärtig gegen die süßen Träume abstachen, welche die Gegend dem ruhigen Gemüthe einflößt. Der Prinz erzählte mir bei dem Anblick dieser Rüstungen, daß man sich in Neapel, nach dem unglücklichen Erfolge der öster=reichischen Waffen, auf einen Angriff des arglistigen

Usurpators von Frankreich gefaßt halte. Gaëta sei zwar mit Geschütz hinreichend versehen, nur fehle es an einer vollständigen und zuverlässigen Besatzung. Zu diesem Behuf hatte die Regierung einige tausend Galeerensclaven in die Festung treiben lassen, die bis jetzt aber noch unbekleidet und unbewaffnet waren. Dies Gesindel schickte sogleich eine Deputation an den Prinzen, um ihm zu erklären, daß in ihrer Mitte einige siebzig Räuber sich befänden, mit denen zu dienen ihre Ehre nicht gestatte. Der Prinz stellte ihnen vor, daß sie es mit einander nicht so genau nehmen und sich gegenseitig ertragen müßten, indem keiner von ihnen ohne Vorwürfe sei; worauf sie mit Heftigkeit erwiederten: daß sie, sammt denen, von welchen sie abgesendet worden, ehrliche Männer und nur mit dem Unglück irgend einer Mordthat behaftet, jene aber Räuber seien, mit denen sie nicht dienen könnten. Der Prinz fürchtete von diesen rechtschaffenen Bösewichtern mancherlei Unannehmlichkeiten.

Während dieser Unterhaltung gelangten wir zu einer Naturmerkwürdigkeit am Ufer des Meeres. Dort hat die Wuth der Wellen, die sich zwischen den Inseln Ischia und Procida drängen, tiefe Höhlen in das Felsengestade gewühlt; die größte unter ihnen ist auf der Landseite eingestürzt, so daß nur der Uferrand zusammenhängend geblieben: und so bildet dieser breite Rand einen ungeheuern Bogen, den man den Tempel Neptuns nennen könnte, wo die brausenden Wellen ihrem Wasserfürsten

einige Hymnen rauschen. Endlich nahten wir uns dem Eingange zu einer Kapelle, die wahrscheinlich in ihrer Art die einzige auf dem Erdboden ist: die sogenannte Spaccata. Sie liegt, wie ein Geheimniß, so versteckt, daß man in der obern Vorhalle ihr Dasein nicht ahnet. Von der Vorhalle aus führt eine schmale Treppe zu ihrem Heiligthum hinab, welches in einem ungeheuern Felsenspalt ruht. Die große Steinmasse ist durch ein Erdbeben, wovon kein menschliches Gedächtniß mehr weiß, vom Gipfel an bis zum Fuße in der tiefen Meeres=fluth zerrissen. Ein Felsenstück ist von dem einen Gipfel des zerrissenen Berges in den Spalt hinabgestürzt, und ungefähr in der mittleren Region hängen geblieben; auf diesem schwebenden Felsengrunde nun baute die Andacht jene Kapelle. Die glücklich angekommenen Schiffer feiern in derselben ihren Gottesdienst; die Priesterschaft, welche so gern über die schönen Wunder der Natur hinwegblickt, und schlechte Erfindungen ihnen unterschiebt, hat sich auch hier nicht verläugnet. An der rechten Seite der Felsenwand, wo die Treppe zur Kapelle hinuntersteigt, ist das Eingreifen einer kolossalen Menschenhand sehr undeutlich eingedrückt. Der uns begleitende Mönch erzählte: ein Muselmann habe das Wunder der göttli=chen Macht, welche, wenn ich nicht irre, am Todestage des Heilandes den Felsen zerrissen, bezweifelt und die spöttischen Worte ausgestoßen: „ist denn der Fels von Butter?" aber, indem er mit der Hand an die Wand geschlagen, habe sich die Form einer zugreifenden Hand

eingedrückt. Wir ließen uns durch diese Albernheit nicht irren und folgten den Eindrücken der großen Natur. Nichts ist überraschender und hinreißender, als der Anblick aus dem Fenster der Kapelle. Auf beiden Seiten einige hundert Fuß hoch erheben sich tief in das Meer hinein die Wände des ungeheuern Felsenspaltes; unten donnern und brausen die ungeduldigen wilden Wellen, die den Spalt tiefer zu graben scheinen und nicht selten herauf in die Fenster der Kapelle stürmen. Vor der Schluft das spiegelnde Meer, glänzend wie der leuchtende Mittag; die Inseln darauf wie Sonnenflecken. Wenn unten die erzürnten Wellen gegen die Felsen toben, so grünen oben still und friedlich die Gipfel! Sanfte Oliven strecken von den beiden Wänden des Risses ihre Zweige wie Friedensgrüsse einander entgegen, als wollten sie, was der Tumult einer wilden Zeit entzweite, mit leisem Ueberredungsgeflüster wieder vereinigen; und, was so schön den Frieden kleidet, Palmenkränze hat die Natur dazwischen geworfen. Da, wo kein menschlicher Fuß hintreten kann, tragen zwei liebliche Palmen einander gegenüber ihre Kronen empor und nicken auf die unten lärmende Fluth hinab, sicher, daß der Gegenstreit der Wogen ihren Frieden nicht zu erreichen vermag. Die kleinen Anpflanzer dieser hangenden grünen Wildniß, — die Vögel, singen ruhig in den Olivenzweigen ihre Lieder. Mit stummem Entzücken verließen wir das majestätische Schauspiel und folgten den reizenden Gängen, welche sich an den Bergen umher

winden, durch die unendliche Bildergalerie der Natur. Ihre Meisterstücke voll Lieblichkeit und Kraft hat sie hier aufgestellt. Den folgenden Tag bestiegen wir einen andern Berg. Der Prinz, der überhaupt eine unschätzbare Wohlthat des Ortes ist, hat auf seine Kosten einen sehr bequemen Weg hinauf bahnen lassen. Die Anhöhe steigt mit Weinrankenterrassen empor; oben auf der Spitze des Berges steht noch ein antikes wohlerhaltenes Grabmal. Der Berg scheint die ungeheure Basis der einsamen Urne zu sein, die der melancholische Epheu umschleicht. Alle unsere gestrigen Ansichten hatten den Standpunkt verändert; es waren Wiederholungen: aber wie anders, wie fremd erschienen sie uns hier! Unser Rückweg durch die Stadt wurde durch keinen Anblick des Elendes verbittert: da heult kein Bettler die Vorübergehenden an. In Gaëta herrscht durchaus eine solche polizeiliche Ordnung, daß man sich's abläugnen könnte, im Neapolitanischen zu sein. Befriedigt an Herz und Geist, zogen wir nach drei genußreichen Tagen weiter.

Wir kamen durch Itri. Wie ein Auswurf der menschlichen Natur erscheinen dem Fremden die Einwohner dieser Stadt; in jedem Gesicht erblickt man den Ausdruck der tiefsten Verwilderung: die Rüstigen rauben, die übrigen betteln. Es giebt keinen empörendern Abstich, als den, in welchem der Mensch hier der Natur gegenüber steht! Soweit kann es endlich eine schlechte Regierung bringen! Wer vermochte bei dem Anblick solcher Menschen Unbefangenheit genug zu retten für die

holden Eindrücke, womit die milde herrliche Natur dem Wanderer zuspricht? — In der Nähe von Fondi wehten uns aus den Hesperidengärten der Drangen- und Citronenpflanzungen die kräftigsten Würzgerüche entgegen. Aber trotz der paradiesischen Pflanzenwelt ist die Luft um Fondi ungesund, die Sümpfe hauchen Fieberluft aus; doch würde eine thätigere Regierung wohl Mittel finden, die geeignet wären, diesem Uebel abzuhelfen.

Nach einer Reise von sechs Tagen erreichten wir das römische Gebiet. Wir zogen noch durch manche Bogen alter zerrißner Wasserleitungen, die auf beiden Seiten des Weges sich hinerstreckten und an mehrern Punkten die Straße durchschneiden. Dazwischen die alten Grabmale. Eine melancholische Ruhe umfängt den Wanderer, der von Neapel kommend sich Rom nähert: er fühlt sich aus brausenden Wetterstürmen in eine sanft athmende Windstille hinübergerettet, und die einsame Natur, die zwischen Ruinen und Gräbern hier wohnt, spricht zu ihm tief bedeutende Worte. Gedankenvoll blickt er umher: ein großes fluchbeladenes Leben ist hier untergegangen; unter den Trümmern der Herrlichkeit schlafen endlich ihren friedlichen Schlaf jene alten Heroen, die nimmer den Frieden hatten, den sie der ganzen Welt raubten. Während solcher Gespräche, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verglichen, nahten wir uns der Hauptruine der alten römischen Welt, — der Stadt selbst. Wir erblickten die hochprangende

Peterskuppel, und fuhren nun bald durch das stille Thor über die einsamen Plätze. Die Kriegsgerüchte, die uns überall verfolgten, schienen an dem geweihten Sitze des wahrhaft heiligen Kirchenfürsten schweigend vorüber zu ziehen. Wohl sollte es so sein, wenn etwas heilig wäre den Horden, die Frankreich auswirft!

Im November 1805 nach Rom zurückgekehrt verlebte Tiedge an der Seite seiner hochgebildeten Freundin schöne Tage des Nachgenusses in der Erinnerung an das Gesehene. Dort beschäftigte er sich, in neues Anschauen jener großartigen Denkmäler der gefallenen Römergröße versunken, mit neuer Emsigkeit, gleich einer Biene, frischen Honig aus den Riesenblumen der Geschichte in seinem Gedächtnisse zu sammeln, oder in die Zellen seines Tagebuches niederzulegen, eingedenk der herrlichen Worte des Dichters:

„Denn spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an!“

Seine Ansicht von Rom behielt bis in die letzten Tage seines Lebens jene Heiterkeit, welche in der Erinnerung einer großen Zeit ewige Dauer erblickt. Er konnte sich daher, gleich seiner Reisegefährtin, trotz der entschieden protestantischen Gesinnung niemals mit dem harten Urtheile des nach witzigen Gegensätzen haschenden Dupaty vereinigen, der (nach G. A. v. Halems Uebersetzung) von der Siebenhügelstadt ausrief:

„Rom, du bist Leiche nur noch der Roma, dein Grab die Campagna,
Und das Volk ist Gewürm, welches die Leiche verzehrt!“

Anfangs war es der Plan der beiden Reisenden, wenigstens noch einen Herbst und Winter in dieser sanften Heimath der Künste zu verweilen; aber ein aus der politischen Combination hervorgegangenes Ahnungsgefühl, daß der französische Gewalthaber Deutschlands friedliche Fluren überfallen werde, trieb Elisa und Tiedge in das theure Vaterland zurück. Es mußte von dem glücklichen Italien geschieden sein. Der zwölfte Junius 1806 war der zur Abreise von Rom festgesetzte Tag.

Ueber den Ponte Mollo durch die nur von nomadisirenden Hirten, ihren Büffeln und Schafen bewohnte Wüste der Campagna führt der Weg über das romantisch gelegene Civita Castellana, das alte Veji, nach der auf einer fruchtbaren Anhöhe überaus reizend gelegenen Stadt Narni, wo noch die majestätischen Trümmer der Brücke des Augustus Bewunderung erregen, welche dieser Monarch, zur Herstellung einer geraden Straße nach Perugia über die rauschende Nera, in kühnen Bogen von einem Hügel zu dem andern hinüber spannte.

Bei dem reizenden Terni, der Geburtsstadt des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, deren jetziger Name von dem alten Interamnium entstanden zu sein scheint, wurde der weltberühmte Wasserfall des Velino besucht, dabei Seume's und dessen schönen Gedichtes dankbar gedacht und dann die Reise über Spoleto (Spoletium

der Alten), wo noch die Porta d'Anibale, auch Porta Fuga genannt, die im zweiten punischen Kriege bewährte Tapferkeit der Spoletiner beurkundet, nach dem durch seine Kathedrale und die für dieselbe gemalte und jetzt im Vatican aufbewahrte Madonna Rafaels berühmt gewordene Foligno fortgesetzt.

Bei dem nahe gelegenen Städtchen Spello luden die jetzt zum Theil beraseten Spuren eines großen Amphitheaters die Reisenden zu einem Vergleiche mit den Ueberresten ähnlicher Riesenbaue bei Puzzuoli und Capua ein.

In der Nähe von Assisi ward das prächtige Kloster „Santa Maria degli Angeli," die Wiege des Franziskaner-Ordens, besucht, wo jetzt über der kleinen Kirche, in welcher der heilige Franziskus gepredigt und über der Zelle, wo er gebüßt, ein großartiger Dom sich erhebt und vor wenigen Jahren Overbecks Meisterhand am Eingange in das Sanctuarium das Leben und die Thaten des seraphähnlichen Märtyrers, den das Mittelalter mit dem Weltheiland zu vergleichen sich nicht entblödete, durch tiefempfundene Gemälde verherrlichte.

Von Perugia, der alten Perusia, jetzt Hauptstadt des päpstlichen Umbriens, die durch ihre amphitheatralische Lage auf einem rebenumkränzten hohen Berge, durch ihre Kathedrale, ihr Rath- und Wechselhaus, mit den herrlichen Fresken Pietro Vannucchi's, genannt il Perugino, und der unvergleichlichen Madonna Rafaels im Palaste Comestabuli mächtig auf Tiedge's Geist ein-

wirkte, führte der Weg durch Kastanienwälder und Olivenhaine bei dem Trasimenischen See, wo Hannibal die Römer schlug, und bei den Städten Radicofani und Cortona, sonst Corytum, der uralten hetrurischen Hauptstadt mit ihren cyklopischen Mauern vorbei, über Castiglione nach Arezzo, wo der Dichter durch die großartigen Erinnerungen an Mäcenas, Petrarcha, Pietro Aretino und so viele Andere, welche hier geweilt, aufs Neue gefesselt wurde, bis ihn die Kunst- und Blumenstadt Florenz nun zum zweitenmale wieder in ihre gastlichen Mauern aufnahm.

Ueber Bologna ging es nun weiter durch die bekannte schilfreiche Sumpffläche gen Mantua und von da über das durch seine musikalischen Instrumente berühmte Cremona bei der Festung Pizzighettone und bei Lodi (dem alten Laus Pompeji) vorüber nach Mailand, wo sich die Reisenden mehrere Tage verweilten, um die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Hauptstadt der Lombardei kennen zu lernen. Besonders fand sich Tiedge von der majestätischen, ganz aus weißem Marmor erbauten Domkirche mit ihren 4000 Bildsäulen und der wunderbar magischen Beleuchtung angezogen. „Man fühlte sich," schrieb er an einen seiner Freunde, „bei dem Farbenspiele der bunten Fensterscheiben, welches durch den hohen Chor den Eintretenden begrüßt, wie von beginnender Verklärung umflossen."

Dann schenkte er seine Aufmerksamkeit der uralten Pfarrkirche des heiligen Ambrosius, wo dereinst jener

fromme Bischof Muth genug hatte, den römischen Kaiser Theodosius den Großen wegen seiner zu Thessalonich im Jahre 390 begangenen Grausamkeit von der Gemeinschaft mit den Anbetern Gottes auszuschließen und von der Tempelpforte zurückzuweisen, und wo ehedem die deutschen Kaiser, welche zugleich Könige von Italien waren, mit der zu Monza verwahrten eisernen Krone gekrönt wurden, die auch Napoleon auf kurze Zeit an sich gerissen und durch die Drohworte „Gare qui y touche!“ furchtbar gemacht hat.

Wie zu einem Wallfahrtsorte pilgerte Tiedge nach Maria delle Grazie, der im Basiliken-Styl erbauten Kirche des Dominikanerklosters gleiches Namens, welches die Franzosen zu einer Caserne umgestaltet hatten, um in dem ehemaligen Speisesaale der Mönche, der eine Zeitlang sogar zu einem Pferdestalle dienen mußte, das schönste noch übrig gebliebene Frescogemälde des unsterblichen Leonardo da Vinci, die durch Rafael Morghen's Grabstichel verewigte Einsetzung der Abendmahlsfeier, auch in ihren Resten noch zu bewundern.

Nachdem auch die auf den Trümmern eines alten Herkules-Tempels erbaute St. Lorenzo Kirche, deren Eingang sechs antike Säulen von weißem Marmor schmücken, dann das von Herzog Franz dem Ersten gestiftete große Hospital, welches nur in dem Hôtel Dieu in Paris, dem allgemeinen Krankenhause in Wien und dem Ospedale del Santo spirito in Rom einen Nebenbuhler erkennt, besucht und in der Brera, diesem zu

einem Nationalmuseum umgestalteten ehemaligen Jesuitenkloster sowohl der Wissenschaft als der Kunst die gebührende Huldigung dargebracht worden war, setzte Tiedge mit seiner Freundin die Reise über Novarra, Vercelli, Cignano nach Turin, und von dieser schönen Residenz des sardinischen Herrschers aus Savoyischem Stamme über Suza und den Mont-Cenis nach Genf fort.

Von hier aus wurden Ausflüge in das benachbarte Chamouny-Thal, nach Aix, dem einst berühmten Bade der Allobroger mit vielen römischen Alterthümern und nach Chambery, Savoyens Hauptstadt, gemacht, in deren Nähe am Fuße eines Hügels in einem anmuthigen Thale voll Wiesengrün und Gebüsch das kleine Häuschen sich befindet, wo Jean Jacques Rousseau bei Madame Warens am Busen der Natur die ersten goldenen Träume der Jugend träumte.

„Aus dieser Hütte," schrieb Tiedge's edle Begleiterin am 14. Juli 1806 in ihr Tagebuch, „ging das Leben des Mannes hervor, der so gewaltig war und so schwach; der überall bis jenseit des Meeres die Ruhe aufsuchte, die aus seinem Innern geflohen war vor der Leidenschaft, welche alles verschlimmernd sein Gemüth fort und fort in einer entkräftenden Spannung erhielt. Er lebte in einem Mißverständnisse mit sich und in dieser Selbstentzweiung glaubte er im Zwiste mit der ganzen Welt zu sein. Dies irrende Gefühl war sein Verfolger, — nicht die Menschen waren seine Peiniger!

„Durften es diese entgelten, wenn etwa Einzelne,

wenn hier und da eine schwache Regierung sich einer Thorheit gegen ihn schuldig gemacht? — Wie kam der wirklich große Mann zu solchem Irrthum? Ein zu großes Selbstgefühl trägt mehr oder weniger, aber immer etwas von eifersüchtig-argwöhnischer Eitelkeit in sich und ist, besonders wenn es in cynische Formen sich hüllt, recht dazu geeignet, ein reizbares Gemüth bis zu der Grämlichkeit zu verstimmen, welche mit gewöhnlicher Selbsttäuschung sich für Menschenhaß ausgiebt. So geschah es, daß Rousseau die Menschen floh, von denen er nicht lassen konnte!"

Tiedge, dessen Verstand sowohl bei heitern als bei trüben Veranlassungen des Lebens sich so gern in den Freihafen der Phantasie flüchtete, notirte sich nur die wenigen Worte in seinem Gedenkbuche: „Mich überfiel ein kalter Schatten aus den dunkeln Tagen des unglücklichen Philosophen! Ist aber Philosophie der Erwerbung werth, wenn sie, einmal mühsam errungen, den Menschen zum wenigsten nicht glücklich macht?"

Auf dem Landsitze der Familie Tronchin am Genfersee, welchen vormals Voltaire besaß, woher derselbe noch jetzt les délices de Voltaire genannt wird, drängte sich unsern Reisenden unwillkürlich der Vergleich zwischen den beiden großen französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts auf: „Voltaire," schrieb Frau von der Recke ganz in Tiedge's Sinne, „mit Reichthum und Pracht umringt, in Wohlleben aufgezogen, in der Hauptstadt gebildet und an dem üppigsten Hofe verbildet, mischte

in sein beißendes Urtheil den hämisch-verwundenden Spott und opferte einem witzigen Einfall sowohl Tugend als Ehre. Rousseau hingegen, ein Kind der Natur, in Dürftigkeit aufgewachsen, mit der Uhrmacher-Feile oder mit der Feder als Notenschreiber sein Leben fristend, sagte seine Meinung mit redlichem wohlwollenden Ernste und forschte mitten im Kummer nach Wahrheit. Jener nahm aus dem klügelnden Kopfe die Worte, welche mit großer Kunstfertigkeit den Ausdruck des Gefühls nachahmen, dieser redete die Sprache der Empfindung, die in dem Herzen wohnt. Rousseau verachtete das Geld und liebte die Menschen, die er floh, weil er sie entbehren wollte. Voltaire liebte den Reichthum und verachtete die Menschen, die er suchte, weil er Bewunderer brauchte."

Unter Simonde de Sismondi's Führung, dessen Bekanntschaft Tiedge schon in Rom gemacht hatte, wohin Jener Necker's geistreiche Tochter, Frau von Staël-Holstein, begleitete, wurden die Merkwürdigkeiten der kleinen Republik gesehen und dann der Montblanc bis zu dem Eismeere des Bosson-Glätschers und zu der Höhe, die man Montenvert nennt, bestiegen. Bei Servoz am Ufer der Arve fühlte sich der Dichter bei dem Anblicke des Denkmals auf den unglücklichen Uebersetzer des Horaz, F. A. Eschen aus Eutin, einen Lieblingsschüler des Dichters der Luise und unserem Tiedge von Halberstadt her bekannt, der mit seinem Freunde Zimpsen am 7. August 1800 den Burt bestieg und in eine vierzig Klaftern tiefe

Eisschlucht hinabstürzte, tief erschüttert und es brauchte lange Zeit, ehe er die frühere Heiterkeit des Gemüthes wieder erlangen konnte.

Erst in dem idyllischen Appenzeller=Lande, wo Frau von der Recke in dem friedlichen Alpendorfe Gais eine Molkenkur gebrauchte, fand er die ihm eigenthümliche fröhliche Stimmung wieder; denn hier ruhete er mit seiner Freundin geistig und körperlich aus von den Anstrengungen der langen Reise und schwelgte in den süßen Freuden der Rückerinnerung. Welches damals die Eindrücke seiner poetischen Seele waren, mögen nachfolgende Briefe kund geben, die er an die Herzogin von Curland, die Schwester seiner Freundin, schrieb.

Erster Brief.

Gais, den 20. August 1806.

Gegen das Gefühl Ihrer Trennung von uns, hochgefeierte Herzogin, läßt sich nun einmal nichts Besseres thun, als daß wir aus der Ferne schriftlich zu Ihnen hinüber sprechen von dem, was wir treiben und was uns begegnet; Sie haben auch mir dazu die Erlaubniß huldvoll ertheilt, und wenn ich dieser Begünstigung einen ausgedehnteren Sinn beilege, als sich's geziemt, so werden Sie es, edelste Fürstin, Ihrer eigenen Milde zu

verzeihen haben, daß sie nur zu sehr selbst Ihre bescheidensten Verehrer verwöhnt.

Vor zwei Tagen kamen wir in Gais an und bezogen eine beschränkte, aber reinliche Schweizerwohnung, welche am äußersten Ende des Dorfes mitten im Schooße der üppigsten Wiesen liegt. Das ganze hölzerne Häuschen schallt, wenn man in einem Zimmer auf und ab geht, wie ein Resonanzboden. Ein Fußtritt, der sich über uns bewegt, verbreitet Lärm im ganzen Hause. Weit bin ich noch nicht auf meinen Wanderungen gekommen; doch habe ich schon eine Schaar von Kindern mir zugewöhnt, die sich Morgens und Mittags vor meinem Fenster versammeln, mich auf meinen Spaziergängen begleiten und mir die Hügel nennen, die wir erklettern. Sie sind alle reinlich gekleidet, und eins immer hübscher und lieblicher, als das andere. Alle lieben mich und sorgen recht, meine Wünsche zu erspähen. Kinder sind Menschen, und Menschen sind Kinder: Wie leicht ist es, sie zu beherrschen, wenn man ihr Vertrauen gewinnt. Unsre Großen wissen nicht, um welchen wohlfeilen Preis sie geliebt werden! So streife ich dann zur Verwunderung der Einwohner mit meinem fröhlichen Völkchen, als wäre ich der Schulmeister von Gais, in den Windungen der nächsten Thäler umher.

Aber von meinem Fenster aus blicke ich, sobald der Morgen grauet, sehnsüchtig nach dem hohen Säntis hinauf, der, gleich Uzen's Begeisterung, mit sonnenrothem Angesichte dreißig Minuten länger das erfreuliche Tages-

licht steht, als wir, die wir unten um seinen Fuß uns drehen. Dahinauf möchte ich fliegen mit einem Adler, der sich droben niederlassen kann, wenn es ihm beliebt. Feierlich prangt der königliche Berg mit seiner Krone von Schnee, wie ein Haupt=Altar in dem großen Tempel der Natur, der hier unten mich umfängt. Der „Kamor" und der „hohe Kasten" sind die festlichen Altarstufen, welche majestätisch, seiner Höhe angemessen, zu ihm hinauf steigen. Die Natur hat einen köstlich grünen Sammetteppich über sie hingebreitet, der von ihnen herabwallend bis in das Thal niederhängt und es ganz überdeckt. Ich werde mich weihen, diese heiligen Stufen zu besteigen; den Altar selbst mögen nur meine Gedanken erreichen.

Zweiter Brief.

Gais, den 8. September 1806.

Von der Natur, welche die Schweiz zum Schauplatze ihrer erhabensten Schönheiten und überraschendsten Erscheinungen ausersehen zu haben scheint, ist zwar gerade das Thal, in welchem Gais liegt, am wenigsten reich ausgestattet. Dabei zeichnet es sich aber doch durch eine gewisse stille Eigenthümlichkeit vor allen Thälern aus, die ich bisher gesehen habe. Nicht himmelanstarrende Felsen umgeben dasselbe, sondern sanfte Höhen bilden es zu einer lieblichen Hügelflur, die mit einem

kräftig grünen Teppich überwebt ist. Wie lange Strahlen aus einem Mittelpunkte liegen um die Kirche des Ortes die reinlichen hölzernen Wohnungen über die Hügel zerstreut, welche grüne Polster zu sein scheinen, die den friedlichen Hütten weich untergelegt sind. In der südlichen Ferne erheben sich duftig blau die hohen Alpen, unter denen westlich der gigantische Säntis mit seinem Greisenhaupte gebietend thront. Das Thal ist von allen Seiten beschränkt, und man hat aufs wenigste eine halbe Stunde zu gehen, um zu einer freien Aussicht zu gelangen: aber das lohnt auch! Das höchste Erstaunen bemächtigt sich der Seele; sie ist entzückt über die Herrlichkeit, die sich dann plötzlich dem Auge darstellt. Auf einer östlichen Anhöhe, „der Stoß" genannt, sahen wir in das Rheinthal hinab. Welche Ruhe, welche Stille wohnet dort unten! Die Senkungen der Hügel und Berge sind mit Weingärten fröhlich bekränzt, aus denen Städte und Dörfer hervorschimmern. Oestlich blickt der Bodensee: vor ihm her zieht der Rhein; seine Wellen umspiegeln die kleinen Sandinseln so sanft, als ob kein Wogentumult, kein gewaltiger Sturz weiterhin ihm bevorstände.

Vor einigen Tagen machten wir eine kleine Wanderung in das Gebirge. Von unsrer Wohnung aus haben wir, was Sie schon wissen, gerade südlich die Aussicht nach zwei Bergspitzen, der „Kamor" und „der hohe Kasten" genannt. Jenen bestiegen wir. Unsre Wanderung glich einem Triumphzuge. Den Führern hatten sich mehrere Einwohner aus Gais angeschlossen, welche

Schweizerlieder anstimmten, und so jauchzten wir durch die blühenden Thäler über unzählige lustige Bäche, die von den Hügeln hüpfen und die Wiesen durchirren. Wir schritten über die Berge, als hätten wir neue Welten zu suchen, und wahrlich wir fanden Schöpfungen und entdeckten Land, welches mit dem hesperischen wetteifern konnte. Jede Anhöhe entwickelte andere Schönheiten; bei jeder Wendung schoben sich, wie in einer magischen Laterne, neue Gemälde vor die Augen. Eine unendliche Fülle von Erscheinungen eilte an uns vorüber. Es war ein schöner Sommertag, doch schwebten am Himmel einige Wolken, die in stetem Formenwechsel ihre großen Schatten in die unter uns gelegenen Thäler hinabwarfen. Diese Schatten zogen jetzt in Gruppen, dann einzeln über die Höhen und Tiefen hinweg; dann lagerten sie, wie Gigantenzüge und erhoben sich, vom Sturm aufgerufen, wieder zu neuer Bewegung: und so gaben sie der Natur eine Lebendigkeit, die durch rege Wasserergießungen noch lauter und täuschender wurde. Auf einer Alpenhöhe wurde Halt gemacht. Hier erquickte sich der Zug, sammt der gefeierten Fürstin unsrer kleinen Völkerwanderung, durch ein süßes Hirtenmahl von Milch und Brod. Mit Jubel und Gesang brachen wir bald wieder auf, und nun bewegte sich die fröhliche Schaar neben einsamen Sennenhütten vorüber, immer höher und höher, bis zum Fuße des Kamors hinauf; da versammelten sich zu uns die Alpenbewohner des ganzen Umkreises und begleiteten uns bis zur letzten Höhe. Endlich hatten

wir unser Ziel erreicht. Welch' eine Wunderwelt eröffnete sich vor unsern Blicken: es war als hätte eine Zauberschöpfung, mit Götterphantasien geschmückt, plötzlich ihren Schleier abgeworfen! Wer hier nicht entzündet wird, trägt keinen Funken im Busen. O hätten Sie, erhabene Fürstin, unsere Feier gesehen! Elisa auf einem Trageſessel ruhend, das Völkchen fröhlich um sie her gedrängt in einem Halbkreise, auf sie die Augen gerichtet: ihr Gemüth aber war versunken in die Tiefe ihres eigenen Gefühls, ihr Geist durchdrungen von der Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung, und in ihren Augen leuchteten Klopstocks unvergleichliche Worte:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht ꝛc."

Bieten Sie, vortreffliche Herzogin, alle die elysischen Phantasien Ihres Geistes auf, rufen Sie alle Frühlinge Ihres schönen Lebens zurück und geben Sie dem Paradiese, welches sich dann vor Ihnen entfaltet, den Sonnenstrahl Ihrer jugendlich heitern Seele mit: dann werden Sie eine Erscheinung der Stunde haben, die auf dem Kamor uns mit Entzücken erfüllte. Könnte ich meinen Worten Farbe geben, so wäre ich vielleicht versucht, Ihnen zu schildern, was nur empfunden sein will.

Hier sahen wir das Rheinthal von einer andern Seite, als auf dem Stoß. Die Umrisse der Mannigfaltigkeit, obgleich sehr verkleinert, erschienen dennoch, von dieser Höhe betrachtet, weit schärfer gezeichnet. Tief im Hintergrunde steigen die Graubündner- oder Rhäti-

schen Alpen in die Wolken empor, wie eine Titanen-Mauer, mit tausend und tausend glänzenden Thürmen von Schnee und ewigem Eise besetzt. Es scheint als hätte sich die Natur mit ihren höchsten Wundern und Schätzen hinter diese Riesenwand geflüchtet und hier ein prachtvolles Paradies in Sicherheit gebracht, welches so still wie eine Unschuldswelt unter uns ausgebreitet lag. Alles dort unten in Ruhe, so stille, so heilig, wie eine große Tempelweihe!

Am Fuße des jenseitigen Kamors zieht sich der Rhein hin und sendet seine Wellen zu dem großen Wasserschauspiel nach Schaffhausen; aber er vermag das nicht allein: aus den rhätischen Alpenschlüften eilet die Ill hervor, um sich mit ihm zu dem gewaltigen Sturze zu vereinigen. Wie verkleinert auch alles dort unten erscheint, so lebendig und klar schwebt es doch der Phantasie vor:

„Die beiden Ströme ziehn, wie helle Silberstreifen,
Im stillen Jubel durch dies Paradies,
Sie schweben luftig hin, wie Bänder zweier Schleifen,
Die eine Nymph' im Tanz' am Walde hängen ließ."

Nie wird das Bild dieser anmuthigen und doch großen Natur aus meiner Seele weichen. Ihr Tiedge.

Beängstigende Gerüchte von dem Ausbruche des Krieges in Deutschland, so über die Alpen kamen, führen nicht selten, wie schneidende Nordwinde, durch die Ruhe der begeisterten Seelen und waren mehr noch, als die schon vorgerückte Jahreszeit, die Veranlassung zur

Heimkehr der beiden Reisenden in das theure Vaterland! In Jena begegnete ihnen schon das Waffengeräusch der Schaaren, die den Franzosen entgegenstanden. Kaum hatten sie Halle erreicht, so wurde auch schon die Stadt geschlossen und selbst da, als der Belagerungszustand nach einigen Wochen wieder aufgehoben war, blieben die Heerstraßen nach Norden gesperrt. Es blieb daher nichts übrig, als entweder in Halle zu bleiben, oder in einer der benachbarten Ortschaften eine Zufluchtsstätte für den Winteraufenthalt zu suchen. Die Humanität des mit der Frau von der Recke bekannten Herzogs von Gotha gewährte in dem hoch und frei gelegenen Schlosse zu Altenburg mehrere Zimmer. Hier verlebte Tiedge mit seiner Freundin im Kreise der edlen Schloß- und Stadtbewohner und im Umgange mit Männern, wie Thümmel, Demme (Karl Stille), Pierer und Sulzer, der von dem benachbarten Ronneburg häufig als Arzt die leidende Elisa besuchte, schöne Stunden der reinsten Geselligkeit. Kalt berührt von dem düstern Schatten der nahen Zukunft, welchen der eherne Koloß aus Corsica auf Deutschlands Gauen warf, zog der patriotische Sänger seinen Blick ab von der Bühne des Völkerstreites und ergoß seinen Seelenschmerz in die Traueraccorde elegischer Dichtungen. Rückerinnerung an die hesperischen Tage, die er in Tyrol, in Italien und der Schweiz erlebt, forderte ihn hinwiederum oft zu lyrischen Gesängen auf, die aber leider, bei seiner anspruchslosen Art und Weise, seinen Geisteskindern,

mit Ausnahme der Urania, auch nicht den geringsten Werth beizulegen, zum Theil gar nicht niedergeschrieben, zum Theil untergegangen und verschwunden sind.

Fleißiger dagegen unterstützte er seine Freundin, die Reisebemerkungen voll Begeisterung für Wahrheit, Recht und Licht aus dem Schatze seines trefflichen Gedächtnisses zu vervollständigen, welche späterhin — herausgegeben von C. A. Böttiger — in den Jahren 1815 bis 1817 in der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin in vier Bänden erschienen sind. Es waltet in der Art, wie die Verfasserin die Gegenstände auffaßt und wiedergiebt, eine still sanftgehaltene Begeisterung, welche ohne Streben nach poetischem Flitterputze alles so schlicht und klar und lebendig dahinstellt, daß der Leser glauben möchte, mit eigenen Augen zu sehen und eben deshalb auch innig mit ihr die Erhabenheit der Empfindung theilt, wenn sie von den Trümmern einer gefallenen Größe sich aufschwingt zu der Höhe, wo sie mit seligem Vorgefühle einer bessern Welt aus dem Nebellande der Täuschung und Vergänglichkeit in die Sonnen der Unvergänglichkeit hinüberschaut.

Mit Elisa von der Recke theilte Tiedge die Eigenthümlichkeit des Geistes, bei jeder sinnlichen Wahrnehmung des Erdenlebens von übersinnlicher Ahnung ergriffen worden zu sein, und jeder Welterscheinung sowie eine höhere Absicht, auch eine höhere Beziehung gegenüber gestellt zu haben — gleich einem Genius, der seinen

Himmel mitbringt, wenn er die Erde betritt und die Stellen anleuchtet, wo er vorüber gehet.

Den Winter des Jahres 1809 brachte Tiedge mit seiner Freundin in Leipzig zu und hier gehörten der Philosoph Platner, der geniale Oberhofgerichtsrath Erhard, die Dichter Seume, Mahlmann, Rochlitz und Clodius, sowie der geist- und gemüthreiche Künstler Hans Veit Schnorr von Carolsfeld zu seinen vertrauteren Freunden.

Hier machte er zuerst die Bekanntschaft mit Heinrich Hase aus Altenburg, Verwandten des durch die Herausgabe der Byzantiner und vieler andrer Schriften berühmten Karl Benedikt Hase in Paris, welcher nach Beendigung seiner philologisch-antiquarischen Studien auf den Universitäten Jena und Leipzig fast täglich im Hause der Frau von der Recke war, bis er zur Uebernahme der Erziehung des jungen Grafen Karl von Medem, Neffen der Letzteren, nach Curland abreiste, — eine Bekanntschaft, die er späterhin nach Hase's Rückkehr in das Vaterland, und nach dessen Anstellung als Aufseher des Antiken-Museums in Dresden, fortsetzte.

Mit Seume und Clodius unterhielt Tiedge, nachdem er Leipzig längst wieder verlassen hatte, viele Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechsel, mit Ersterem in lateinischer, mit Letzterem in deutscher Sprache. Seume's Originalität, verbunden mit der ächt deutschen Gesinnung, die er nie verläugnete, und mit der trotz des schroffen Cynismus liebenswürdigen Geradheit seines Charakters,

hatte auch Elisa's Liebe und Vertrauen gewonnen. Als daher der vielgeprüfte Sänger in Folge der vielen sowohl in Amerika als in Polen erlittenen Strapatzen zu kränkeln anfing, nahm sie sich mit dem wackeren Göschen des Verlassenen mütterlich an, und lud ihn im Jahre 1810 ein, sie nach Teplitz zu begleiten, um durch den Gebrauch der Bäder seine Gesundheit wiederherzustellen. Als Antwortschreiben auf den Einladungsbrief von Tiedge's Hand hat sich in des Letzteren Nachlaß folgender origineller Brief vorgefunden:

Lieber alter Freund Tiedge!

Aechte Freundschaften sind sogleich alt, wie die unserige; gefirnißte aber werden es nie: da springt alle Farbe wieder ab. Es dauert mir sehr lange, ehe ich eine Zeile von Ihnen erhalte. So geht es den Halbgenesenden, die Ungeduld jeder Art quält sie. Den Prodrom meiner Badereise habe ich gemacht; ich bin in Weimar gewesen — und es ist mir leidlich bekommen. Nun bin ich wirklich begierig, ob ich mich in den Bädern von Teplitz wieder werde aufflicken können. Die Zeit kommt heran und da ich hier nun nichts thun kann, so wünsche ich recht sehr eine genaue Angabe meiner Sommerbestimmung. Alle meine Anstalten sind getroffen und sobald Sie mir schreiben, daß dort irgendwo ein Käfterchen für mich ist, so bin ich da.

Gestern war ich mit den Brüdern Thümmel bei Göschen zusammen, wo wir einen sehr gemüthlichen jovialen Abend genossen und wo Erhard eine Menge seiner

pudelnärrischen originellen Schnurren zum Besten gab. Böttiger brachte mir da Ihren Gruß und es wurde viel von Ihnen gesprochen. Thümmel scheint wieder ganz jung zu werden. Beide Brüder bezeigten mir ihre warme Theilnahme. Die sokratischen Becher gingen in der Runde herum und es war des ächt attischen Salzes kein Mangel. Eine kleine ländliche Darstellung des Dorfrichters von Schönefeld, wo Thümmel geboren ist, von Schnorr und ein Gesang dazu von Demoiselle Göschen waren wirklich sogar auch für mich rührend. Der alte Herr schien ganz verklärtes Antlitzes und war gegen die liebliche Aëdi ohne Ziererei wie ein Arkadier von Zwanzigen. „Es ist doch keine Freude besser," pflegt Schnorr zu sagen, „als die man sich selbst macht!"

Ich erwarte sehnlich Ihren Brief. Meine herzlichsten Grüße an unsere vortreffliche Freundin. Der kleine schwarze Professor (Clodius?) wird wohl bei Ihnen oder eigentlich bei seiner Dulcinea sein. Hier ist er auf und davon gelaufen — Niemand weiß wohin.

Hygiea begleite Sie und Alle und führe mich bald an ihrer freundlichen Hand in Ihre Gesellschaft, damit ich nach und nach wieder einen festen Geschmack am Leben gewinne. Meinen Gruß an Pappermann und die Leutchen im Hause, und ich lasse Sie nochmals wegen der Portchaisen-Geschichte im Fieberparoxismus um Verzeihung bitten. Ein so lethargischer Streich ist mir doch

in meinem Leben nicht begegnet. Le bon Dieu Vous prenne dans sa sainte et digne Garde! Ainsi soit-il!

Seume.

Die Einladung wurde wiederholt. Seume kam leidend an und gebrauchte die Bäder, allein der Körper war zu sehr geschwächt, — er starb am 13. Juni 1810 im Hause seiner Freundin Elisa. Ein einfacher Stein mit dem einfachen Namen: „Johann Gottfried Seume" auf dem Friedhofe zu Teplitz bezeichnet die Stelle, wo der einfach großartige Dichter ruht.

Kurze Zeit nach Seume's Tode erhielt Tiedge das nachstehende lateinische Gedicht anonym zugesendet:

Auctori Uraniae.

Qui quondam insipidis, nebulonibus atque tyrannis
Ridens monstrasti, sibila quid valeant,
In Corsum jamnunc Satiras emittito cunctas,
Ejus ut exemplum terreat assimiles.
Plures in parvis Corsos Gallosque notabis,
Corsica quin cunctos Gallia vel tulerit.
His surdas acribus convellito versibus aures,
Verâ ut se monstrent indole Teutonicâ.
Seumius, o utinam! muto non esset in antro,
In tales jaceret, quod meruere diu.
Carpentis Tu nunc fungaris munere Vatis,
Ut reduces recreet vita futura probos.
Gaudia praesentis nos tunc magis exhilarabunt,
Parcere dum nocuos feceris innocuis.

Er rieth lange hin und her, wer wohl der Verfasser sein könnte und glaubte endlich auf den gemeinschaft-

lichen Freund Clodius schließen zu müssen, doch hat dieser, darüber befragt, die Autorschaft niemals eingestehen wollen.

Der Sommer dieser und der folgenden Jahre wurde meistens in den böhmischen Bädern zu Carlsbad und Teplitz, wo Tiedge 1810 viel mit Fichte verkehrte, oder zu Löbichau, dem schönen Landsitze der Herzogin von Curland in der Nähe von Altenburg, verlebt.

In den Jahren 1811 und 1812 brachte Frau von der Recke mit ihrem Begleiter den Winter in Preußens Hauptstadt zu, wo sie an der neuen Promenade ihre Wohnung nahm und ganz zurückgezogen von der großen Welt nur der Wissenschaft und der Pflege ihrer schwächlichen Gesundheit lebte. Ueber Tiedge's Stillleben an den Ufern der Spree verdankt der Herausgeber dieser Biographie seinem theuren Freunde **Dr.** Gustav Parthey, dem durch seine Reisen durch Italien, den Orient und zumal in Aegypten und Nubien, sowie durch gelehrte Schriften über Sicilien, die Insel Philä und das Alexandrinische Museum in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Neffen des gelehrten Buchhändlers Friedrich Nicolai, nachstehende interessante Notizen.

Tiedge's Berliner Aufenthalt — schreibt Parthey — zerfällt für meine Erinnerung in drei Abschnitte, nach den verschiedenen Wohnungen, die er hier einnahm: 1) auf der neuen Promenade, 2) im Hause meines Vaters in der Brüderstraße, 3) im kurländischen Hause unter den Linden. Wie sich überhaupt das Bild eines ausgezeichneten Man-

nes niemals ganz unabhängig von seiner Umgebung darstellen läßt, so bilden auch die Räume, in denen er sich bewegte, erst den rechten Hintergrund für das bei ihm und mit ihm Erlebte. Beim Zurückblicken auf jede denkwürdige Unterredung mit Tiedge sehe ich im Geiste das Sopha vor mir, in dessen Ecke gedrückt er mit lebhaften Bewegungen seine Worte begleitete; darum erlauben Sie, theuerster Freund, daß ich hin und wieder diese Aeußerlichkeiten mit in meine Erinnerungen verflechten darf.

Die erste Periode ist hier, wie in jeder Geschichte, die dunkelste, ahnungsreichste, verworrenste. Der Aufenthalt von Frau von der Recke und Tiedge an der neuen Promenade schwebt mir nur in ganz unbestimmten Umrissen vor. Es war dies, wenn ich nicht irre, der Winter von 1811 — 1812. Die unbedingte Verehrung der Eltern und Groß-Eltern gegen den Sänger der Urania ging in erhöhtem Maße auf die Kinder über; so oft meine Eltern mich und meine Schwester mit dorthin nahmen, so war dies jedesmal eine Begebenheit von der größten Bedeutung für uns. Wir konnten uns anfangs kaum darein finden, daß ein so berühmter Mann wie Tiedge, der wie ein Riese auf dem Gipfel seines Ruhmes hoch über unsern Häuptern stand, sich so freundlich mit Kindern unterhielt, aber bald hatten seine Späße und Schnurren uns zutraulich gemacht, und seine Herzensgüte mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen. Als Lichtpunkte dieser Jahre sind mir einige sehr glänzende

Abende stehen geblieben, wo in dem großen Saale mehrere Stücke aus der Urania zum Fortepiano gesungen, dazwischen einzelne Theile des Gedichtes von Tiedge vorgelesen wurden. Vor einer zahlreichen aufmerksamen Versammlung seine eignen, anerkannt vortrefflichen Gedichte vorzulesen, dann dieselben in Musik gesetzt von den herrlichsten Stimmen vortragen zu hören — diese Glorie des Ruhmes erschien dem kindlichen Gemüthe weit erhaben über alles andere, was man in dieser Welt je erreichen könne!

Die zweite Periode ist klarer, und kann schon deutlicher umrissen werden. Den Winter von 1813 — 1814 hatte Frau von der Recke in Folge der Kriegsereignisse auf dem Schlosse Nachod in Böhmen, einer ihrer ältesten Nichte gehörigen Herrschaft, zugebracht. Zahlreiche und sehr lebendige Briefe meiner Tante Eichmann, nachherigen Geh. Räthin Kohlrausch, welche damals Frau von der Recke begleitete, setzten uns von allem dort Vorfallenden in Kenntniß, und unterhielten eine steste Verbindung mit den durch den Krieg an die äußerste Grenze Böhmens gedrängten Freunden. Wir Kinder wurden denn auch veranlaßt, nach Nachod zu schreiben. Meine Schwester hatte in ihrem Briefe an Tiedge geklagt, daß es ihr so schwer werde den Anfang zu finden. Als Antwort erhielt sie unter dem 14. Januar 1814 eine allerliebste gereimte Epistel, worin Tiedge sie aufmuntert, ihm in diesem schlimmen Falle nur kurz weg einen Brief ohne Anfang zu schicken. Diese ist in der dritten Auf-

lage von Tiedge's Werken im vierten Bändchen S. 130 unter der Aufschrift: „An die Briefstellerin Lili" abgedruckt. Als wohlbestallter Secundaner des Gymnasii Leucophaei faßte ich den kühnen Entschluß, an Tiedge einen lateinischen Brief zu schreiben, und führte ihn nach einigem Zögern aus. Darauf erhielt ich mit umgehender Post folgende lateinische Antwort, der man es ansieht, daß sie ohne Weiteres hingeworfen wurde:

GUSTAVO SUO

S. P. D. TIEDGE.

Tecum jocari ac nugari non licet ut solers facio in illos parvulos, quibus tu moderator quasi et dux praeesse videris; te enim primo commilitonum ordini abscitum tuamque mentem magis magisque ad graviora litterarum elegantiorum studia esse intentum non ignoro: macte hac tua virtute esto! Etsi persuasum habeo, te illam studiorum rationem sequuturum, qua partes avi tui, memoria dignissimi suscipere, patrisque tui exspectationi satisfacere valebis: verum tamen, quibus eruditionis artisve generibus adhuc usque praecipue incubueris, ex te cognoscere velim, nec non quae scholarum academiaeque jam nunc sit frequentia, cum bellum recuperandae servandaeque patriae tot juvenum coetus exscriberet; si denique quid novi in re litteraria in lucem prodierit: haec omnia scire gestio, te etiam atque etiam rogans, ut singulis mensibus semel duntaxat litteras mihi mittas. Orbis litteratus ad Nachodam

non pertingit. Quamobrem hoc loco non occurrit vel novum vel dignum, quod ad te scribam Berolinensem, abundantia ingenii summorum virorum pollentem. Barbarissimi hujusce populi aures feriunt, et verba nostratia citra circulum nostrum non audio, et eruditionis liberalis summa penuria est apud Bohemos, ad rem non ad sapientiam sapientes, quam potius veluti pestem a finibus arcent. Hac mente in littore fluminis Bohemiam et Silesiam dirimentis speluncam accumulatis glebis exstruxerunt, ex qua miles ahenobarbus, truculento visu inhians prosilit, viatores retinet, iisque inter alias res prohibitas et libellos, si forte secum portant, adimit. Libri ad supremos judices transmittuntur, per quos stat quominus pestis illa salvos inficiat Bohemos: ex his facile intelliges, nos non nisi nobiscum una esse; attamen solitudinis molestiam sentimus nullam; epistolae amicorum absentium locum tenent sodalium. Horae vespertinae legendo explentur, quarum plures sunt absumtae in legenda Caroli audacis historia, in qua cuivis nostrum similitudo quaedam occurrit; nam istud, singulari nequitia praeditum nostri temporis monstrum, et ille Burgundiae dux inter sese non solum moribus ac fortuna prospera in adversam mutata, sed etiam rebus gestis omnique flagitiorum genere ita sunt similes, ut ovum ovo non sit similius, praesertim quum epitheton: audax apud Napoleonta in mendacem vertatur. Hunc utinam Dii immortales eodem istius Caroli exitio perdant! Fortuna indulget malis ut laedere possit. Delectamentum

ex hac historia nobis profectum, tuae amatissimae matri acceptum referimus, eique gratias habemus maximas. vale!

Sie zeigt recht augenscheinlich, daß jene „Harmonie der Klänge," die wohl das Hauptverdienst der Urania ausmacht, dem Dichter angeboren war, und ihn auch in die fremde Sprache hinüber begleitete. Weiter ging aber unsere lateinische Correspondenz nicht; denn bald darauf verließ Frau von der Recke Nachod, um den Sommer wie gewöhnlich in Karlsbad zuzubringen. Groß war meine Freude, als es sich entschied, daß sie nebst Tiedge den Winter von 1814 — 1815 in Berlin, und zwar in unserem Hause wohnen werde.

Der Kreis, welcher sich hier um die beiden Gefeierten versammelte, war von jener erhöhten Stimmung durchdrungen, die nach glücklich erkämpfter Selbstständigkeit in allen Preußen lebte und webte. Tiedge selbst war von Anfang an ein entschiedener Feind der französischen Uebergewalt gewesen, er hatte nie an eine Dauer der drückenden Fremdherrschaft geglaubt, nach Dichterart dem wälschen Tyrannen oft den Untergang prophezeit, und früher durch seine rücksichtslosen Aeußerungen gegen Halbbekannte oder Uebelwollende, über den „dämonischen Corsen, den Usurpator und Freiheitsfeind," die gute Frau von der Recke oft erschreckt und beunruhigt. Nun konnte der Jubel unverhalten losbrechen; Theodor Körner's Leier und Schwert, das Schwanenlied des edlen Dichters, war so eben erschienen, Friedrich

Rückert's geharnischte Sonette wurden aber und abermal gelesen. Tiedge hatte mir einige Abende bestimmt, wo ich ihm, ehe die größere Zahl der Besuchenden sich einfand, etwas vorlesen sollte. Dann saß er gewöhnlich in dem behaglich erwärmten wohnlichen Zimmer am Schreibtisch, oder auch schon in der Ecke des Sopha's, welchen Lieblingsplatz er sein „Denkwinkelchen" zu nennen pflegte. Zwei Stufen, die nach der damaligen unbequemen Bauart seine Stube mit den übrigen Zimmern verbanden, machten ihm oft Beschwerde, doch nur scherzend erwähnte er es als eines besonderen Mißgeschickes, daß er mit seinem lahmen Fuße eine Leiter erklimmen müsse, um zur Gesellschaft oder zum Essen zu gelangen. Frau von der Recke arbeitete damals an ihrer italienischen Reise. Was sie im Laufe des Tages aufgesetzt, das brachte sie Abends zu Tiedge hinüber, las ihm die einzelnen Abschnitte vor, und änderte manches nach seinen Bemerkungen. Dadurch wurden meine Lesestunden oft unterbrochen, doch hielt ich es für großen Gewinn, alsdann bei der Vorlesung zugegen zu sein, und manches Nähere über das schöne Land jenseit der Alpen mündlich zu vernehmen. Tiedge's Erinnerungen hafteten besonders an dem Sommeraufenthalte in Ischia. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit und in einem von komischen Bildern strotzenden, aber doch poetischen Style beschrieb er die Enge der Wohnung, den Schmutz und die Armuth der Landleute, vor allem einen Eselritt auf den Epomeo, den er ohne Elisa's Vorwissen unternommen. Oben habe sein Führer

den Weg verloren; durch dichtes Lorbeergebüsch, an steilen Abgründen vorbei, sei er endlich zu einem Einsiedler gelangt, der ihn mit ächt patriarchalischer Gastfreiheit aufgenommen. Unauslöschlichen Eindruck machte die Beschreibung der stillen kleinen Felsenklause, die von Drangen umblühet, von riesigen Aloen bewacht, in der Nähe einer klaren Quelle eine göttliche Aussicht über Land und Meer gewährte. Eilig habe der gute Einsiedler dem ermüdeten Gaste einen dicken Kuchen von Mehl und Eiern vorgesetzt. Da er (Tiedge) aber einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Aufgelaufene, Gedunsene und Gefleckte habe, so konnte er nicht davon genießen, doch sei es ihm schwer angekommen, den freundlichen Wirth durch eine abschlägliche Antwort zu kränken und das Gericht ganz stehen zu lassen; am Ende habe der allzeit fertige Appetit des Eseltreibers ihm noch aus der Noth geholfen und spät am Abend sei er glücklich nach Ischia heimgekehrt. Wahrhaft poetisch waren seine Schilderungen des Vesuv's, der Alterthümer von Herculanum und Pompeji, und die Beschreibung eines Ueberblickes der römischen Campagna von der Höhe von St. Peter herab. „Da sprach zu mir das Alterthum," waren seine eignen Worte, „wie eine riesengroße Aeolsharfe, aufgehangen zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Ich hörte aus dem Sturme verweheter Tage nur die sanften Accorde einer glücklicheren Gegenwart." In Rom traf er mit Kotzebue zusammen, dessen Sinnesart ihm in allen Stücken zuwider war, den er aber dulden

mußte, weil er, als Elisa's Landsmann, viel aus und ein ging. Eines Tages richtete diese über Tische folgende Frage an Kotzebue: „Theurer Freund! Sie haben nun schon so manches geschrieben, was mit Beifall aufgenommen wurde, aber in allen Ihren Schauspielen finden die Kritiker auszusetzen, daß ihnen noch etwas fehle, was sie den Adel der Seele nennen. Warum schreiben Sie bei Ihrem schönen Talent nicht einmal etwas, womit man ganz zufrieden sein könnte?" — „Meine verehrteste Freundin," sagte Tiedge, „das war eine verzweifelt naive Frage;" Kotzebue aber rief ganz unbefangen: „Gnädigste Gräfin, ich mache es, hol' mich der Teufel! so gut als ich kann!" — Als Tiedge eines Tages sehr entzückt vom Dache der Peterskirche herabkam, besuchte ihn Kotzebue, der noch nicht oben gewesen, und bat um einige Mittheilungen für seine herauszugebende Reise. Nun ergoß sich der Dichter in einer poetischen Schilderung der ungeheuern Dimensionen und bediente sich dabei des Ausdruckes: Das Dach sei so groß, wie ein Markt.

In Folge davon finden sich in Kotzebue's „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel" Theil III., Seite 13. die Worte: „So wird man begreifen, wie wunderbar täuschend ein solcher Anblick von dem Dache der Peterskirche sein muß, zumal wenn bisweilen, wie man mich versicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daselbst gehalten wird."

Noch in der Erinnerung an die geschichtlichen Denkmäler auf dem Capitol und dem Forum richtete sich vor

Tiedge's Blicke der ruhende Schatten der Vorwelt empor. „Erst jetzt im Gespräche mit Andern," pflegte er zu sagen, „die aus Italien kommen, erhält das von mir Gesehene und Erlebte, was in meinen Studienjahren wie formlose Nebelstreifen an meinem inneren Sinne nur flüchtig vorübergegangen, eine helle Bedeutung und stellt sich in bestimmteren Umrissen lebendiger und vernehmlicher meinen Betrachtungen dar." Darum war und blieb Italien das Lieblingsthema seiner Unterhaltung.

So mannigfaltig auch die Abendzirkel bei Frau von der Recke zusammengesetzt waren, so bewegte sich doch die Zahl der Gäste in einem ganz bestimmten Kreise. Wer sich das erstemal nicht angezogen fühlte, der hatte keine Veranlassung, zum zweitenmale wieder zu kommen, und da Elisa's Haus Allen ohne Ausnahme offen stand, so wurden Einige um so sicherer ausgeschlossen. Es gehörte eine ganz bestimmte Richtung des Gemüthes dazu, um sich in der Gegenwart der hohen Frau und ihren klaren blauen Augen gegenüber wohl zu fühlen.

Unter den älteren Mitgliedern nahm v. Göckingk in Elisa's Vertrauen und Tiedge's Freundschaft unstreitig den ersten Platz ein. Noch sehe ich die vom Alter nur wenig gebeugte ehrwürdige Gestalt im schlichten blauen Rocke und mit dem gepuderten Haar, noch höre ich den silbernen Ton der Stimme, mit dem er die Begebenheiten eines reichen Lebens, die Gefährlichkeiten seiner langen Reisen, die Personen am Petersburger

Hofe unter Paul I. u. s. w. oft mit zu großer Ausführlichkeit schilderte. „Er schachtelt zu viel" sagte scherzend Tiedge; „in jeder Geschichte steckt wieder eine neue." Nächst Göckingk machte die Erscheinung des greisen Arztes, Hofraths Sulzer aus Ronneburg, der diesen ganzen Winter in Berlin zubrachte, einen äußerst wohlthätigen Eindruck. Klein, aber wohlgebaut, mit bedeutendem Profil und ganz kahlem Vorderkopfe, flößte er durch die Milde seines Wesens Allen, die ihm nahten, Vertrauen ein. Von Fremden nenne ich noch den Grafen Kaiserlingk aus Curland, und die Familie von Thümmel aus Nöbdenitz bei Altenburg; von Einheimischen die Familie von Humboldt, den General von Bogusslawski, damals Vorsteher der Kriegsschule, den General von Witzleben, Vater des nachherigen Kriegsministers, den Probst Hanstein und den Geh. Rath Rosenstiel. Da keine Woche, ja fast kein Tag verging, ohne daß ich nicht wenigstens einmal zu Tiedge hinaufgesprungen wäre, so ließ sich gar bald bemerken, daß in den Abendversammlungen gewisse Wahlverwandtschaften sich geltend machten. Wir junges Volk wendeten uns beim Eintritte in das Mittelzimmer gleich rechts, und eilten die beiden Stufen zu Tiedge hinab; die älteren Besucher gingen meistentheils links hin, um sich in Elisa's Nähe zu begeben. Hatten wir nun mit Tiedge hinlänglich gelacht und Possen getrieben, so zog er mit uns die beiden beschwerlichen Stufen hinauf, nach dem größern Zirkel hinüber, wo der feierliche Ernst der guten

Mama *) uns mehr Sammlung, und die Gegenwart so vieler vornehmer Fremden mehr Zurückhaltung auferlegten. So waren wir eines Abends in einem kleinen Kreise bei der Mama versammelt, als aus Tiedge's leerem Zimmer ein Knall, wie der stärkste Pistolenschuß, uns erschreckte. Während noch ein Jeder in ängstlicher Erwartung gespannt sitzen blieb, war Tiedge schon auf den Beinen, und eilte (wenn man bei ihm von „eilen" sprechen kann) hinüber, um dem Spuk gerade auf den Leib zu gehen. Er war die beiden schwierigen Stufen schon hinab geklettert, ehe noch Licht gebracht wurde, und es zeigte sich bald, daß eine große Tischplatte von einander geborsten war. Fand er die Gesellschaft bei der Mama nicht ganz nach seinem Geschmack, wie er denn eben so leicht von dieser oder jener Persönlichkeit angezogen wie abgestoßen wurde, so wußte er unter allerlei, oft höchst komischen Vorwänden sein einsames Stübchen wieder zu gewinnen. Allmälig folgte einer oder der andere der ihm besonders Zugethanen, und bald sah er sich wieder von dem fröhlichen Jugendkreise umringt. Dann gab er uns wohl zuweilen die Gründe für sein Entschlüpfen an, und wir wußten damals manches geistvolle Wort über „eine fatale Haken-Nase, an der man in Gefahr sei, hängen

*) Schon dazumal in Berlin, wie später in Dresden, glaubten die Freunde, den Ausdruck ihrer Liebe und Verehrung für die edle Frau in keiner besseren und mehrsagenderen Benennung zusammenfassen zu können. A. d. H.

zu bleiben," über „eine unnahbare Atmosphäre," über „Einen, von dem man sich immer in einer gewissen Siriusferne halten müsse u. s. w.," im Gedächtnisse aufzubewahren, ohne daß mir bestimmt erinnerlich geblieben, auf welche Personen sich dergleichen Aeußerungen bezogen.

Im Frühjahr 1815 schrieb Tiedge ein kleines Gelegenheitsstück zum Geburtstage meiner Mutter, das sich wohl noch unter den Papieren meiner Schwester finden möchte, aber schwerlich verdient auf die Nachwelt zu kommen. Es hieß „der Geburtstag oder die Comödie, die sich selbst macht," und es war darin der bekannte Einfall benutzt, daß aus dem Gerede der Kinder, wie der Geburtstag durch eine Comödie zu feiern sei, die Comödie selbst zu Stande kommt. Die allzugroße Harmlosigkeit der dargestellten persönlichen Beziehungen und Familienverhältnisse nahm dem Stücke alles Interesse; darum war später nicht oft die Rede davon, doch verdient es als ein merkwürdiges Zusammentreffen angeführt zu werden, daß in dem Stücke Napoleon auftrat, der sich böslicher Weise sollte von Elba entfernt haben, und daß zu derselben Zeit, ja fast an dem Tage der Aufführung die Nachricht seiner Landung in Frankreich bei uns eintraf. Viele wollten hierin die ächte Sehergabe des Dichters beurkundet finden.

Tiedge lebte zu Berlin so zurückgezogen von jeder äußeren Thätigkeit, nur im Umgange mit den Musen, daß man mit Recht sagen konnte, die geräuschvolle Kö-

nigsstadt sei für ihn nichts als ein großes Studirzimmer gewesen.

In den folgenden Wintern (1815 — 1819) bewohnte Frau von der Recke das curländische Haus unter den Linden. Die Wohnung in unserem Hause hatte sie theils wegen der zwei hohen Treppen, theils wegen Tiedge's „Himmelsleiter" aufgegeben. Nun erhielt sie ein schönes Quartier im hohen Erdgeschoß in der angenehmsten Gegend der Stadt, und deshalb wurden ihre Abendzirkel von mehr Notabilitäten und weit fleißiger besucht, als bisher. Sie gehörten nicht blos damals zu den feinsten Versammlungen, auch jetzt noch möchte es schwer sein, in Berlin ein Haus anzugeben, wo eine so gewählte Gesellschaft mit so großer Stätigkeit zusammen kommt.

Hier muß vor Allen des verstorbenen Fürsten Anton von Radzivill gedacht werden, der diese Abende durch seine liebenswürdige Gegenwart und durch sein seltenes musikalisches Talent verherrlichte. Er componirte damals an seinem „Faust," und sang der Gesellschaft einzelne Stücke vor, wie sie nach und nach entstanden, indem er sich dazu auf dem Violoncello begleitete. So hörten wir dort zuerst: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz;" — „Ach! neige, du Schmerzensreiche;" — „Es war einmal ein König;" auch andere Gedichte von Göthe, den Erlkönig u. s. w. Die wahrhaft geniale Art der Auffassung und der meisterhafte Vortrag rissen auch Tiedge zur höchsten Bewunderung hin. „So wird das Gedicht noch einmal gedichtet," äußerte er oft nach

solchen musikalischen Hochgenüssen. Uebrigens konnte man in Bezug auf Musik sehr leicht wahrnehmen, daß es ihr in diesem Hause an dem rechten Grund und Boden fehle, um ein kräftiges Element der Gesellschaft abzugeben. Zwar stand ein Fortepiano alle Abende geöffnet, es wurden nach den Aufforderungen der Wirthin Lieder gesungen und Sonaten gespielt. Zu Ostern wurde regelmäßig Naumann's geistvolle Composition von Tiedge's „Ostermorgen" aufgeführt, auch die Geburtstage wurden mit vierstimmigen Gesängen gefeiert; aber es fehlte sowohl der guten Mama als auch Tiedge'n an dem ächten musikalischen Sinne, der — Kern von Flitter zu unterscheiden weiß. Daher konnten die musikalischen Aufführungen, trotz so bedeutender Talente, wie der Schwestern Sebald, Bernhard Klein's, Reichardt's ꝛc., nie zu einem besondern Gedeihen gelangen. Himmel's Compositionen aus der Urania behaupteten immer den ersten Rang; es mochte sonst das Ausgezeichnetste vorgetragen werden, so schien doch für die Mama der Abend nicht hinlänglich ausgefüllt, wenn nicht Himmel's „Mir auch war ein Leben aufgegangen," oder „Heilige Nacht, du führest deine Globen" angestimmt worden war.

Außer den Genannten will ich noch folgende, die mir eben im Gedächtniß geblieben, als mehr oder minder fleißige Besucher anführen: Die Generale von Kalkreuth und von Schlieben, die Obersten (jetzt Generale) von Pfuel und von Wedell, den Grafen von Brühl, unter dessen Intendantur Oper und Schauspiel

in der höchsten Blüthe standen, den Baron von Delsen, später preußischer Gesandter in Dresden, die Familie Körner, Delbrück, den Erzieher des Kronprinzen, Marheinecke, Lettow, David Friedländer, die geheimen Medicinalräthe Kohlrausch und Behrens, die Dichter Franz Horn, Ludwig Robert, und Schink, den Sprachforscher Wolke, den Hofmaler Hensel, Kreuser aus Köln, Abeken aus Osnabrück, v. Dittmar, v. Hartmann, v. Freimann aus Curland und Andere mehr. Ein Besuch der Herzogin von Curland im Mai 1817 verlieh diesen Abenden ihren höchsten Glanz, doch wurden damals die Räume fast zu eng für die Zahl der zuströmenden Gäste, und es wurde von uns Jüngern für ein großes Glück geachtet, wenn wir die Fluthen der beiden dichtgedrängten Vorzimmer ohne zu großen Aufenthalt durchschiffen, und an der Seite von Tiedge's traulichem Sopha Anker werfen konnten.

So sehr sich Letzterer in allen diesen äußern Verhältnissen dem Willen seiner vortrefflichen Freundin unterordnete, so behielt er doch immer seine innere Selbstständigkeit. Trotz seiner Nachgiebigkeit, Weichheit und Schwäche, bewahrte er eine Unabhängigkeit der Gesinnung und des Urtheils, die nur von denen gehörig erkannt werden konnte, die ihm näher traten, und es nicht scheuten, über unangenehme, und ihm widerwärtige Gegenstände eine abweichende Meinung unumwunden darzulegen. Dann war er nicht leicht zu beschwich-

tigen und trieb den Widerspruch oft bis zur Hartnäckigkeit. Indessen war doch das ideale Leben seiner Seele von so zarter Natur, daß es der ganzen sorgfältigen Pflege Elisa's bedurfte, um jedes rauhe Lüftchen davon abzuhalten. Darum möchte ich die Vereinigung dieser beiden Charaktere eine recht eigentlich prädestinirte nennen. Hätte Tiedge diese Freundin nicht gefunden, so mußte er, bei seiner durchaus unpraktischen Art zu handeln, unausbleiblich zu Grunde gehen. Gepflegt von ihrer Vorsorge, deren Schutz sich noch über ihr Leben hinaus erstreckte, konnte er, wie eine empfindliche Pflanze in einem wohlverschlossenen, warmen Treibhause, sein Dasein bis an die höchste, dem Menschen gesteckte Grenze ruhig hinanführen. — Soweit Dr. Gustav Parthey's Bericht über Tiedge's Aufenthalt in Berlin.

Im Jahre 1818 vertauschte Frau von der Recke ihren Aufenthalt in Berlin mit demjenigen zu Dresden, wo sie das früher von dem Königl. Sächs. Cabinetsminister Grafen Senfft von Pilsach bewohnte v. Biedermannsche Haus, das in der Neustadt am sogenannten Kohlmarkte liegt und mit einem freundlichen Garten nebst geräumigem Gartenhaus versehen ist, an sich kaufte und nach dem Bedürfnisse ihres kränklichen Körpers zwar einfach, aber äußerst bequem einrichtete.

Welcher Ort unseres Vaterlandes konnte ihrem ganzen innern Leben mehr zusagen, als Deutsch-Florenz, diese heitere Stadt an der Elbe, in der die Kunst damals mehr als irgendwo eine zweite Heimath gefun-

den, eine Heimath, welche die Natur mit ihren erwähltesten Kränzen umhangen und welche sie erkoren zu haben scheint zu ihrem geliebtesten Tempel.

Doch in dem Hause, wo ehedem bei hofähnlichen Festen eine bunte Menschenmenge schön geschmückter Frauen und Herren auf und nieder wogte, bei den häufigen Bällen rauschende Musik dem Eintretenden entgegenklang und bei diplomatischen Mittagstafeln Convenienz und Etiquette den Vorsitz führten, versammelte sich von nun an ein anspruchloser Kreis gleichgesinnter Freunde um eine ehrwürdige Matrone, die im Schmucke ihrer eigenen Würdigkeit und Milde die schönste Zierde ihres Hauses war, in welchem von Zeit zu Zeit Choräle und geistliche Gesänge aus Naumann's „Vaterunser" oder aus Tiedge's und Neukomm's „Ostermorgen" erklangen, und wo harmlose Gespräche über Wissenschaft und Kunst die tägliche Unterhaltung bildeten.

Gewiß folgt uns der Leser gern in jene stillen Räume, wo zwei hochbegabte, für alles Gute, Edle und Große begeisterte Menschen, welche durch Schrift und Wort so manches müde Herz erquickten, die letzten Tage eines beglückten und beglückenden Dichterlebens im Arme der Freundschaft beschlossen.

Hatte man den heitern mit Steinplatten belegten Hof des fast ländlichen Hauses durchschritten, so führte die Treppe in ein geräumiges Vorzimmer, dessen Wände durch mehrere landschaftliche Gemälde von der Hand des berühmten Hofmalers Anton Graff geschmückt waren,

welche Naturscenen aus der Umgegend von Dresden, als: die Dörfer Loschwitz, Blasewitz (Naumann's Geburtsort), den plauischen Grund u. s. w., darstellten, und um so mehr Aufmerksamkeit verdienten, da der große Porträtmaler erst im späteren Alter und gleichsam nur zu seiner Erholung sich dem Studium der Landschaftsmalerei widmete und auch in diesem Fache geniale Werke schuf. Von hier gelangte man durch eine Art Salon, welchen Aquarellbilder mit Darstellungen aus Italien und vor Allem die lebensgroßen Bildnisse der Herzogin Dorothea von Curland (von Graffi) und der beiden Grafen Johann und Karl von Medem (von Anton Graff) schmückten, in das mit bildlichen Reminiscenzen aus der Jugendperiode der Besitzerin reich ausgestattete Schlafzimmer, wo ein altmodisches Himmelbett mit grünseidenen Vorhängen und eine Chaise longue zur erquickenden Ruhe einlud, und an Winterabenden ein behagliches Kaminfeuer das über dem Ruhebett hängende Bildniß der in frühester Jugend gestorbenen Tochter Elisa's, und die Darstellung des väterlichen Landgutes, sowie die auf kleinen Pfeiler-Commoden befindlichen Marmor-Büsten Friedrich Nicolai's und Antonio Canova's erleuchtete, an der großen Seitenwand aber eine Copie des in der Dresdener Gemälde-Galerie befindlichen Originals des Christuskopfes nach Annibale Caracci, die in Kupfer gestochenen Bildnisse der Grafen Moritz und Aloys von Brühl und einige Schweizerscenen aus den Cantonen St. Gallen und Appenzell mit einem matten

Schimmer übergoß. Die Thüre öffnete sich und man trat in das Wohnzimmer einer der ausgezeichnetsten Frauen unserer Zeit, von deren Geistes- und Herzensvorzügen der Ruf sich weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus verbreitet hatte und von welcher der gelehrte Italiener und Freund Friedrichs des Einzigen, Abbé Denina, im dritten Theile seiner Prusse litéraire sous Fréderic II. Seite 205 — 207 unter vielen andern Lobeserhebungen sagt:

„Madame de la Recke est dans l'Allemagne litéraire ce que Vittoria Colonna, Marquise Pescaire, a été dans la litérature italienne au siécle de Léon X. — La Marquise de Pescaire noble, belle, savante, auteur, a été l'amie de l'Arioste, de Bembo, de Casa, de Varchi et de tous les écrivains illustres de sa nation et de son temps. Madame de la Recke l'est de Messieurs Biester, Goethe, Müller, Nicolai, Ramler, Wieland; elle l'est de tous les Allemands illustres par leurs ouvrages, sans distinction de pays, de condition, de religion. Elle recoit avec la même politesse, la même bonté, l'épouse du savant libraire Nicolai, celle du Docteur Herz juif, la veuve et la fille de Moses Mendelssohn. On voit chez elle le poëte, le peintre, le maître de musique, le literateur, l'historien. Elle n'attend pas qu'on aille lui rendre hommage dans sa terre ou dans la résidence du Duc son beau-frère et de la Duchesse sa soeur. Obligée de faire des voyages par raison de santé elle se trouve souvent au milieu et au Sud de

l'Allemagne, et elle rend elle-même hommage aux grands écrivains qui honorent la nation."

Mit edler Haltung und ſelbſt in den Jahren eines vorgerückteren Alters noch ungebeugt kam die edle hohe Geſtalt dem Eintretenden entgegen, in deren impoſantem und erhabenem Aeußern man eine Fürſtin zu erblicken glaubte, deren angeborne Würde eben ſo ſehr die Vertraulichkeit zu entfernen ſchien, als ſie durch den unverkennbarſten Ausdruck wahrer Güte dazu wieder einlud. Sanft ſtrahlte das große blaue Auge den edleren Naturen, die ſich ihrem Zirkel aus reiner Abſicht näherten, ein freundliches „Willkommen" zu, indem es den minder Edlen, die nur Neugierde oder eigennützige Abſichten über die Schwelle ihres Hauſes führten, Ehrfurcht und Zurückhaltung gebot. Gedankenfülle thronte auf der Stirn, während ſanfte Weiblichkeit und Milde um Mund und Wangen ſpielten, das ernſte Kinn aber faſt männliche Feſtigkeit verrieth. Die ganze Erſcheinung war das Bild der Hoheit und Würde.

Sie war — auch allein — ſtets umgeben von ihren Freunden; denn ſie hatte von Jugend auf die Gewohnheit, in ihren Zimmern keinen andern Schmuck zu dulden, als der zur Nachfeier der Erinnerung an glückliche Tage, an — ihrem Herzen theure und befreundete Weſen beizutragen im Stande war. Alle Wände ihres Arbeitszimmers waren mit den Bildniſſen derartiger Perſonen ſo reichlich geſchmückt, daß man faſt nirgends eine Spur von Tapete erblicken konnte. Selbſt die Thüren und die

Inseite der Fensterpfeiler waren mit kleinen Miniaturen, Kupferstichen oder Silberstift-Zeichnungen interessanter Menschen behangen. Es war ein wahres Pantheon der Freundschaft, in welchem Elisa als hohe Priesterin waltete. Um das Bildniß ihres längst dahingeschiedenen Vaters, Johann Friedrich Reichsgraf von Medem, (treffliches Oelgemälde von Darbes) und ihrer Mutter gruppirten sich an der Hauptwand wie Planeten um ihre Sonne die sämmtlichen Mitglieder der Familie: Rechts und links ihre Brüder, von Darbes und Dechs gemalt, von denen sie besonders den ältesten, welchen ein auszehrendes Fieber schon im Jahre 1778 in der Blüthe seines Alters auf der Universität Straßburg dahinraffte, nie ohne Wehmuth anblicken konnte. Unter dem Vater die liebreizende, selbst im Alter von sechzig Jahren noch schöne Schwester Dorothea, Herzogin von Curland, in einem kleineren Bilde nach Grassi *); dann die beiden Lieblingsnichten Pauline (Fürstin von Hohenzollern) und Johanna (Herzogin von Acerenza), zwei schöne Pastellgemälde; die jetzt regierende Fürstin Eugenia von Hohenzollern, geborne Prinzessin von Leuchtenberg, Elisa's Jugendfreundin Sophie Becker, nachmals Gattin des Gerichtsdirectors Schwarz in Halle, der Dichter Göckingk nebst seiner geistreichen Gattin Amalia, Gleim, Moses Mendelssohn und David Friedländer. Die

*) Tiedge hat nach dem Tode seiner Freundin dieses Bild durch dasjenige der Frau von der Recke ersetzt.

Wand nach Tiedge's Zimmer hin schmückten über den Bücherschränken die Bildnisse von Nicolai nebst dessen Gattin und Schwiegersohn, Hofrath Parthey in Berlin, Tochter und Enkeln (dem jetzigen Besitzer der Nicolaischen Buchhandlung Dr. Gustav Parthey und dessen Schwester, nachmals an den Musik-Director Bernhard Klein verheirathet), der berühmte Rechtsgelehrte Anselm von Feuerbach, der Kunstkenner Ritter von Quandt nebst dessen geistreicher Gattin, Tochter des durch seine Skizzen, Erzählungen und historischen Gemälde unsterblichen August Gottlieb Meißner. Ueber der Thüre hatten Schwander und Meißner nebst dem ausgezeichneten Kanzelredner Ober-Consistorialrath und Probst Dr. Hanstein ihre Plätze gefunden. Diesen gegenüber bildete Tiedge, von Rösler gemalt, den Mittelpunkt, um welchen der geniale Naumann, ein Bild der sprechendsten Aehnlichkeit von Anton Graff's Meisterhand, der ehrwürdige Sulzer und sein College Seiler, Sieveking, die edle Herzogin von Holstein-Augustenburg, Klopstock, Wieland, Johannes von Müller, Klinger, von Holtey aus Kurland, Elisa's Jugendfreund, Weigel, G. A. von Maltitz, Reichenbach, von Wachsmann, Ernst von Brunnow und viele Andere sich reiheten.

Den Schreibtisch aber schmückten Miniaturgemälde und kleine Büsten derjenigen Personen, deren häufige Erinnerung für sie ein besonderes Interesse hatte, wie Catharina II. Kaiserin von Rußland, Luise Herzogin von Dessau, Stanislaus Poniatowski, König von Polen,

die Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürst, geborne Fürstin von Fürstenberg, Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen (als Kronprinz, überaus ähnlich in Eisen gegossen), ihre innig geliebte Schwester Dorothea, Herzogin von Kurland, ihre Nichte Frau von Schöppingk, Tochter des Grafen Karl von Medem, und deren Kinder nebst noch einigen Mitgliedern der Familie.

In nächster Umgebung, nur durch eine Thüre von diesem Musen- und Freundschaftstempel getrennt, wohnte ihr treuer Freund und Lebensgefährte Tiedge in einem kleineren Zimmer, dessen Fenster, wie die des ihrigen, die Aussicht nach der Elbe hatten und nicht nur einen überaus freundlichen Blick auf die Altstadt Dresden mit der schönen im italienischen Style erbauten katholischen Hofkirche, auf das königliche Schloß, die majestätische Elbbrücke, die durch ihre reizende Aussicht berühmte mit Bäumen bepflanzte Garten-Terrasse des Gräflich Brühlschen Palastes und die hohe Kuppel der Frauenkirche gewährten, sondern in einiger Entfernung ein wahres Panorama der Umgegend besonders nach der Seite des plauenschen Grundes und des Ostrageheges darboten.

Hier saß der ehrwürdige Sänger in einem mit rothem Leder beschlagenen altmodischen Lehnstuhle am einfachen Schreibtische, den nichts als ein von Elisa von der Recke zum Andenken an das so oft gemeinschaftlich besuchte Carlsbad geschenktes Schreibezeug von Krystall-Glas zierte. Zur Seite links am Fensterpfeiler ein ebenso einfaches Büreau, das gewöhnlich offen stand und

bei halb ausgezogenen Fächern den wenig geordneten Inhalt von Papieren und Schreibmaterialien sehen ließ. Dessen alleiniger aber um so interessanterer Schmuck war eine Stutzuhr von vergoldeter Bronze, welche dereinst auf dem Arbeitstische des Cardinals Richelieu, des allgewaltigen Ministers Ludwigs XIII., zu manchem wichtigen Staatsgeschäfte — vielleicht sogar zu manchem Todesurtheile und dessen schauriger Vollstreckung die Stunden anzeigte. Die Herzogin von Curland hatte diese merkwürdige Uhr von der Familie jenes berühmten Staatsmannes als einen Beweis ganz besonderer Auszeichnung zum Andenken erhalten und nach ihrem Tode durch Vermächtniß ihrem Biographen Tiedge hinterlassen.

Einen ähnlichen Gebrauch davon machte auch Letzterer, indem er dies historische Denkmal in gleicher Weise dem Herausgeber seines Lebens und seiner hinterlassenen Gedichte noch bei Lebzeiten geschenkt hat.

Dem Schreibtische gegenüber hingen die Bildnisse der Herzogin Amalia von Weimar, des Glaubenshelden Johann Huß, C. A. Böttigers, Neanders, Feuerbachs, Neukomm's und der Herzoginnen Dorothea von Curland nebst deren jüngsten Tochter Fürstin von Talleyrand; über dem Sopha aber diejenigen Jean Paul's und der Herzogin von Sagan, eine Ansicht von Löbichau und ein Seesturm von Dahl.

Nach dem Tode der edlen Frau von der Recke hielt sich Tiedge den ganzen Tag über in deren Wohnzimmer auf, um, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, durch immer-

währende Erinnerungen an „die hohe Seele" zur fortgesetztesten Selbstbewachung und Selbstbeherrschung aufgemuntert zu werden, und schlief alsdann in seiner bisherigen Studirstube, wo über seinem Bette, welches eine zartsinnige Dame aus Böhmen mit einer eigenhändig gestrickten Ueberdecke geschmückt hatte, das Bildniß der für ihn und die Welt viel zu früh entschlafenen Freundin, von Graff gemalt und von dem genialen Landschaftsmaler Dahl auf Lebenszeit geliehen, seine theuerste Umgebung ausmachte.

Der Leser, der sich für den Gegenstand dieser Biographie interessirt, wird gewiß die Ausführlichkeit einer solchen Schilderung von Aeußerlichkeiten gern vergeben, eingedenk der Wahrheit, daß sich weder das moralische noch das physische Bild eines ausgezeichneten Menschen ganz unabhängig von seiner Umgebung darstellen läßt, indem ja sowohl die Verhältnisse als die Orte und Räume, in denen er sich bewegte, erst den rechten Hintergrund seines Daseins bilden.

Jeder, dem es vergönnt war, in das kleine Heiligthum der edelsten Freundschaft, in die stille Wohnung Elisa's und Tiedge's zu treten, ging nicht anders als mit Bewunderung und den Gefühlen treuester Anhänglichkeit von Beiden.

Bald war dies Haus nebst demjenigen des geistreichen Dichters, Philosophen und Kritikers, des Mitstifters der romantischen Schule Deutschlands — Ludwig Tieck's — der Mittelpunkt für ganz Dresden, wo sich

täglich nicht nur ein ausgezeichneter Kreis von einheimischen Männern und Frauen um das seltene Freundespaar versammelte, sondern auch gebildete Fremde aller Nationen jederzeit die wohlwollendste Aufnahme fanden.

Des Vormittags traf man die würdige Matrone stets an ihrem Schreibtische sitzend, entweder mit Lecture beschäftigt, oder ihre weitverbreitete Correspondenz, ihr Tagebuch und andere schriftliche Arbeiten besorgend. Die häuslichen Geschäfte und zumal die Wirthschaftsberechnungen mit ihrem treuen Haushofmeister Pappermann waren bereits abgemacht. Im Allgemeinen waren Morgenbesuche, die nicht auf Geschäfte Bezug hatten, oder welche nicht unaufschiebbare Dringlichkeit der Zeit und Umstände gebot, weniger willkommen. Abends nach sechs Uhr hingegen freute sie sich ihre Freunde eintreten zu sehen, und mit liebenswürdiger Gastlichkeit öffnete sie Jedem, den gute Sitten und Bildung empfahlen, ihre Gesellschaftszimmer.

Mit unbeschreiblicher Hoheit und Milde empfing sie die Besuchenden, welchem Volke, welchem Religionsbekenntnisse sie auch angehörten, wessen Standes und Alters sie immer sein mochten. Das Gespräch wurde vermöge der Gewandtheit ihres Geistes bald lebendig, was auch nicht anders sein konnte, da ihr durch den vieljährigen Umgang mit Menschen aller Sphären ungewöhnliche Erfahrungen zur Seite standen und da sie in der Kunst zu leben bereits auf jener Höhe angelangt war, wo im Urtheile mit und von Andern die Ruhe der Besonnen-

heit wohnt, der Mensch sich selber begreift und die Vernunft, ihr Gebiet und ihre Grenzen erkennend, das eigene Selbst beherrscht!

Hatte auch ihr mühsam sowohl durch Studium und Umgang mit philosophisch gebildeten Männern als durch eigenes Nachdenken errungenes Moralsystem in ihrem klaren Geiste eine Vorstellungsart von Gut und Böse geschaffen, die kein Mittelgut zuließ, so ging dennoch von ihrem Wesen ein allgemeines Wohlwollen aus, eine Duldung, eine Milde, die keine Ausschließung kannte. Jene moralische Strenge durfte nicht ihr äußeres Betragen gegen die Menschen, sondern nur ihr inneres Verhältniß — ihr Vertrauen zu ihnen bestimmen. Die ganze Richtung ihres Geistes, der auf gründliche Kenntniß der Gegenstände ausging, war dieser meist nur einzelne Merkmale vergleichenden Auffassung entgegen. Meisterin in der Kunst des Schweigens trat sie nur dann mit der Aeußerung ihrer Gesinnungen hervor, wenn sie darum ersucht, gleichsam berechtigt war, die Wahrheit auszusprechen, oder wenn sie sich, auch unaufgefordert, für verpflichtet hielt, durch warnende Mahnung ein Unheil zu verhindern. Die im geselligen Leben so häufigen Kritiken über unsere Nebenmenschen, zu welchen oft blos um eines glücklichen Gedankens, um eines witzigen Wortspiels willen, selbst edle Menschen zuweilen sich hinreißen lassen, machten auf Frau von der Recke stets einen unangenehmen Eindruck. Voll Wehmuth pflegte sie dann zu sagen: „Nichts stehet höher als die Reife des Geistes,

des Verstandes, der Vernunft, nichts aber tiefer als der Witz, der nur durch plötzliches Zusammenstellen von Gegensätzen überrascht, zumal der trockene Wortwitz, — denn er ist die Krätze der Seele."

Leichtsinnig Verurtheilten oder Verspotteten versagte sie ihre Vertheidigung niemals; daher denn nicht selten Personen, denen es nicht an Scharfblick fehlte, bei solchen Veranlassungen einen Mangel an Urtheil an ihr wahrzunehmen glaubten und sie überhaupt für weniger geistreich als gut und edel hielten; allein man täuschte sich, denn sie wollte nur — nicht richten.

Der Heuchelei kam sie bald auf die Spur, und vor der entschiedenen Verworfenheit zog sie sich immer, von welcher Bedeutung, von welchem Range der Träger derselben auch sein mochte, freimüthig und merkbar zurück, weshalb auch nur eine gewisse Classe von Menschen sich wohl in ihrer Nähe fühlen konnte.

War sie von der Erscheinung eines Menschen, der sie zum erstenmale besuchte, befriedigt, so öffnete sie die Seitenthüre ihres Zimmers und führte ihn zu Tiedge, damit auch dieser des Genusses einer würdigen und deshalb bleibenden Bekanntschaft theilhaftig werde.

Ruhig nahm dieser das grünseidene Schirmchen, das zum Schutze der Augen ihm von der sorgsamen Freundin jedesmal zum Geburtstage neu geliefert wurde, von den Silberlocken, die sein schöngeformtes Hinterhaupt umwallten, blickte anfangs verwundert von dem Papiere, das ihn gerade beschäftigte, empor und erhob sich — je

nachdem der Gegenstand des unerwarteten Besuches ihn erfreute oder unangenehm überraschte — mehr oder weniger von seinem Sitze, wozu er stets des zur Seite lehnenden Bambusstabes mit elfenbeinener Krücke bedurfte, indem sein rechter Fuß, seit frühester Jugend durch die Blattern geschwächt, so sehr nach einwärts gebogen war, daß er mehr auf dem Rist als auf der Sohle ging, was ihm beim Auftreten Schmerzen verursachte.

War der Besuchende so recht nach seinem Sinne, das heißt: treuherzig, offen und ohne Ceremoniell, so drückte ihm Tiedge freundlich die Hand, wies ihm einen Stuhl an seiner Seite an und nahm, zumal wenn das Gespräch nicht bloße Oberflächlichkeiten des Lebens: Tagesneuigkeiten, Theater, Concerte und dergleichen berührte, den lebhaftesten Antheil an der Unterhaltung. Brachten ein Vater oder eine Mutter Kinder mit, um sie dem heiteren Greise vorzustellen, so strahlte sein schönes großes schwarzes Auge voll inniger Freude über diese „Blumen des Lebens," wie er sie zu nennen pflegte. Er ließ sich gar bald mit den Kleinen in lebhafte Gespräche und nicht selten in rein kindliche Scherze ein und schien sich so im Anblick der Jugend selbst zu verjüngen. „In der ganzen weiten Natur," rief er nicht selten voll Begeisterung aus, „giebt es doch nichts Schöneres, als Blumen und Kinder!"

Wer Eines oder das Andere von diesen Beiden mitbrachte, konnte der freundlichsten Aufnahme gewiß sein. Letztere wurde überhaupt fast Jedermann zu Theil, wenn der Besuch, was freilich sehr häufig geschah, nicht etwa

die Durchsicht und Beurtheilung dichterischer Selbsterzeugnisse zum Zwecke hatte. So oft ein junger Mann ein Manuscript aus der Busentasche, oder eine Dame Papiere aus dem Strickbeutel hervorzog, wurde sein Blick — selbst ehe er noch den Gegenstand kannte — unwillkürlich ernster; auf der heitern Stirn lagerten sich Wolken und mit stummer, für den Zartfühlenden aber um so beredteren Mißbilligung nahm er die ihm zugedachte Pönitenz in Empfang. Bei dem nächsten Besuche gab er alsdann, wenn in den oft umfangreichen Poesien kein hervorragendes Talent wahrzunehmen war, die Manuscripte mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Es ist recht gut gemeint, was Sie da zu Tage gefördert haben, — wir wissen es aber schon!“ — Scherzhafter Weise pflegte er oft zu sagen, wenn von erhaltenen Besuchen die Rede war: „So oft meine Thüre sich öffnet, so ist mein erster Blick bei Männern auf die Rocktasche, bei Frauen aber auf den Strickbeutel gerichtet, um zu erspähen, ob nicht ein zeittödtendes Papier aus dem Verstecke hervorschaue, das meine gute Laune, zum wenigstens für denselben Tag, mit einem Angriff bedrohet.“

Wirkliche poetische Talente aber nahm er nicht nur schonend auf, sondern ermunterte sie zum Vorwärtsschreiten, oder wies sie freundlich auf der verfehlten Bahn zurecht und ward ihnen bald mit Rath und That ein väterlicher Freund, Rathgeber und Beschützer.

Andern wiederum, die im Gefühle der eigenen Schwäche mit bescheidener Bitte um Wahrheit und zwar unge-

schminkte Wahrheit in der Beurtheilung ersuchten, gab er nicht selten den wohlgemeinten Rath: „Wenn einmal nach ächtem Ritterbrauch das Leben dem Dienste einer einzigen auserwählten Dame gewidmet sein müsse, sich lieber die Muse der Geschichte, als jene der Dichtkunst als Huldgöttin zu erküren. Die Dame Klio," fügte er alsdann lächelnd hinzu, „ist nachsichtiger, als Thalia und Kalliope. Jene nimmt mit dem redlichen Willen ernster Forschung vorlieb, diese beiden Letzteren aber verlangen rhythmische Klänge einer aus dem Innern strömenden Begeisterung."

Das Haus der Frau von der Recke, welche für Dresden gerade das war, was Frau von Récamier für Paris, Caroline Pichler für Wien und Johanna Schopenhauer für Weimar, wurde sehr bald der Sammelplatz in- und ausländischer Gelehrter, Staatsmänner und Künstler, wo die Einförmigkeit der gewöhnlichen Conversation nicht selten durch Vorlesungen über allerlei Gegenstände, durch briefliche Mittheilungen, durch Gesang, Pianoforte-Spiel oder Declamation unterbrochen wurde.

In diesen reinen Genuß der edelsten Lebensfreude trat — wie ein Wehmuthsengel — plötzlich ein ergreifendes Ereigniß, welches die hohe Frau und ihre Umgebung in die tiefste Trauer versetzte.

Es war dies der am 20. August 1821 zu Löbichau durch Erschöpfung und gänzliche Auflösung des Nervenlebens erfolgte Tod der Herzogin von Curland. In Eli-

sa's Armen hauchte diese heißgeliebte Schwester, deren herrliche Natur ein und vierzig Stunden mit der Zerstörung rang, ihren letzten Athem aus. Mit ihr war nun hinübergegangen in die ewige Heimath die feine zarte Seele von Elisa's zweitem Ich, die ein rettender, ein helfender, ein wohlthuender Schutzgeist für Tausende hienieden gewesen.

Für die silberne Kapsel, in welcher ihr Herz aufbewahrt wurde, verfaßte Tiedge die Inschrift:

„Wohlwollen schlug in diesem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen."

Auf den Deckel des Sarkophags aber legte er die Worte nieder:

„Ihr Geist ging heim in einen hellern Raum,
Hier unten leuchtet noch sein Pfad;
Ihr Dasein war ein sanfter Morgentraum,
Ihr Leben voll von Engelthat;
Und jede Thräne, die ihr floß, —
Es war nur Dank, der sich ergoß."

Wie zart und innig unser Tiedge auch der Schwester seiner Freundin zugethan gewesen, davon giebt so mancher Brief aus jener Zeit den sprechendsten Beweis, unter denen wir nur ein Schreiben vom 13. October 1821 an den durch innige Bande der Freundschaft mit Tiedge und Frau von der Recke verknüpften Pastor Pleißner in Groß-Stechau im Altenburgischen hervorheben:

Dresden, den 7. December 1821.

„Noch immer, mein geliebter Pleißner, ist mein Gemüth mit dem Schatten einer recht tiefen Trauer umgeben, und wenn ich unsere hohe Freundin leiden sehe, die schon angefangen hat, unter ihren gewöhnlichen Winterbeschwerden zu seufzen: dann ist mir's, als brächen die früher geschlagenen Wunden wieder auf und ergößen ihre Verblutungen über alle Stellen meines Gemüthes, wo die Ruhe aufkeimen will. Ich habe es wahrlich zuvor nicht gewußt, daß ich die Verewigte so innig geliebt habe. Ach! ist es nicht traurig, daß uns der Verlust erst über unsern frühern Besitz belehren muß? Aus dem Gefühle der Ergebung, die mit dem Schmerze kämpft, ist ein Gedicht hervorgegangen, welches ich Ihnen hierbei mittheile. Lesen Sie es Ihrer Pauline vor. Es wird Euch beide wehmüthig stimmen; aber Sie werden sicher diese Empfindung, des Gegenstandes wegen, den Ihre Thränen ehren, nicht zurückweisen. Mit meinem Geiste bin ich oft, sehr oft mitten unter den kleinen frohen Geschöpfen, welche Sie umgeben und ergötze mich an der kleinen lieblichen Elisa; dann sitze ich wieder mit Euch allen im vertraulichen Kreise um den runden Tisch und verzehre ein Lieblingsgericht; aber dann ziehen mich die Gedanken zu dem heiligen Grabe dahin, das ich so oft schon besuchte. Die Herrnhutische Gemeine bewahrt einen schönen Gebrauch: Am Ostermorgen besuchen Brüder und Schwestern die Grabstätten der

geliebten Heimgegangenen. Wäre ich in Löbichau, ich würde auf dem heiligen Abendsonnenhügel einen Ostermorgen feiern. Dieser Gedanke war es, der mich zu dem beigefügten Gedichte begeisterte. Ich bin überzeugt, daß ich darin auch Ihre und Paulinens Empfindungen ausgesprochen habe. Ich habe, wie Sie wissen, immer nur sehr ungern mein Zimmer verlassen, jetzt kostet es mir noch weit mehr Kampf hinaus zu gehen in die Welt; und wie selig froh bin ich, selbst in meiner Trauer, wenn ich wieder in meine Einsamkeit zurücktreten kann. Vor ein paar Tagen saß ich einsam sinnend an meinem Schreibtische, von wo aus ich den südlichen Horizont überschaue. Da zog plötzlich ein tief dunkles Gewitter herauf, so daß es beinahe Nacht um mich wurde, ein heftiger Blitz riß wie mit einer Feuerlinie den schwarzen Himmel aus einander, daß mir es war, als müßte ich einen Blick hineinwerfen können in das Empyräum, wo unsere Verewigte wandelt. Der ganze Tag war düster, mein Gemüth war es auch; denn neben mir in ihrem eben so einsamen Zimmer litt die große Seele, die so himmlisch ist, und so wenig Erdenhimmel genießt. Herzlich grüßt sie ihre geliebten Pleißners. Lebet wohl, Ihr Guten." Tiedge.

Das Gedicht, auf welches unser Sänger hindeutet, spricht die Empfindungen der verwaiseten Unterthanen der Herzogin einfach und treffend aus, von denen Einer, ein schlichter Landmann der Löbichauer Gemeinde, in der lakonischen Grabrede die Verstorbene mit folgen-

den Worten charakterisirte: „Ach! wir haben eine große Frau begraben, doch uns war sie mehr!“ und so möge es denn auch hier eine Stelle finden:

„Die Hohe, welche die Uns're wir nannten,
Sie wandelt und wirket nun nicht mehr hier.
Was war sie uns allen! und wir erkannten
Den segnenden Engel des Herrn in ihr;
Sie brachte so huldvoll auf unsere Fluren
Ein irdisches Paradies herab.
Ach! weinend suchen wir nun ihre Spuren,
Und alle führen uns an ihr Grab.
Die Spuren alle sie offenbaren,
Wie milde sie war, wie menschlich und hold,
Und was sie gethan, und was sie gewollt,
Sie sagen uns alle, wie glücklich wir waren.
Wir schauen nach unserem Tempel dahin,
Wo jegliches Herz ihr Anblick entzückte,
Als sie mit himmelvollem Sinn
Den heiligen Altar des Ewigen schmückte.
Noch sehen wir, wie sie, von Andacht entglüht,
Da stand in Gottes Heiligthume,
Fürwahr schon hier eine himmlische Blume,
Die auf den Fluren des Himmels nun blüht!
Wir hören die heiligen Lieder der Jugend
In unserem Tempel erschallen — und tief,
Tief fühlen die Herzen die Sitte der Tugend,
Zu der sie, wie Christus, die Kinder berief.
Doch ach! der Hain, worin die Freude gewaltet,
Ihr Fußtritt wird nun nicht mehr ihn weihn!
Er hat ja traurig sich umgestaltet
Zu einem ernsten Todtenhain!
Da ist ihr Grab! Ihr Lüfte, weht gelinder,

Weh't heilig um dieses geheiligte Grab.
Bekränzt es mit Blumen, ihr unsere Kinder!
Wir beten ihren Geist auf euch herab.
Da schlummert sie. Sie schlaf' in Gottes Frieden!
Kein wilder Laut entweihe diesen Hain!
Sie ist nicht gänzlich von uns geschieden,
Ihr Sinn wird immerdar mit uns sein.
Zur Feierzeit im Abendschimmer,
Wenn nächtliche Lüfte den Hügel umwehn,
Dann wird uns're Wallfahrt für immer und immer
Zu ihrer Schlummerstätte gehn!" —

Als nicht lange nach dem Tode der Herzogin die Sage sich verbreitete, daß eine böswillige Feder die Fehler und Schwächen dieser Fürstin und ihres allerdings nicht vorwurfsfreien Hofes in einem Gemälde von der Nachtseite des Lebens zusammenzustellen in Bereitschaft sei, folgte Tiedge um so williger der Aufforderung Elisa's und deren zahlreicher Freunde, und lieferte in kurzer Zeit die anziehende Lebensbeschreibung unter dem Titel „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Curland, Leipzig. Brockhaus, 1823. 8." welche in stylistischer Beziehung als ein Meisterstück der biographischen Kunst betrachtet werden kann, — wenn auch in Bezug auf Treue und unbefangene Auffassung der Persönlichkeiten sowie der Verhältnisse wohl mit Recht Manches zu tadeln sein dürfte. Als habe der Biograph die Stimme der richtenden Mit- und Nachwelt geahnet, schrieb er im December des nämlichen Jahres, in welchem das Buch erschienen war, an den schon oft erwähnten

Freund Pleißner folgenden merkwürdigen Brief, der schon um der darin ausgesprochenen Charakteristik Elisa's von der Recke und der zwischen den beiden Schwestern gezogenen Parallele willen hier nicht am unrechten Orte sein dürfte.

„In der ganzen Zeit hat kein Brief aus der Nähe und aus der Ferne mir so viel Freude gemacht, als der Ihrige vom 24. December. Sie haben über dem Leben der Dorothea nicht nur das Leben der viel höheren Elisa nicht vergessen; sondern Sie haben es auch sehr richtig herausgefühlt, daß ohne die erhabene Elisa die liebliche Dorothea mancher Strahlen entbehren würde, mit denen jetzt ihr Seelengemälde prangt; daß sie weit niedriger stehen würde, hätte die Hohe sie nicht gehoben, gehalten, getragen. Tritt uns in Elisens Bilde gleichsam eine Heilige entgegen, so ist dies wahrlich nicht des Malers Werk: dessen war der Maler sich so lebendig bewußt, daß er erst durch fremde Stimmen, die nicht von der Begeisterung ausgingen, mit der die Wahrheit und Hoheit einer seltenen Tugend erfüllten, erinnert werden mußte, daß man die Abbildung der ihm vorschwebenden Gestalt für das Werk eines panegyrischen Pinsels halten könnte, der zu wenig in schattige Farben getaucht hätte. Der Maler trat nun mit wiederholter Aufmerksamkeit und vergleichendem Blick vor sein Bild, und immer sagte ihm sein Bewußtsein: Nein, du könntest auch zum Zweitenmale es nicht anders machen. Und sind denn nicht treu und ehrlich, ohne alle schminkende Farbe, die Schat-

tenstellen, die das Urbild ihm zu zeigen hatte, aufgetragen worden? Als in den schönen Blüthentagen der Zeit der Versucher in der Gestalt der Eitelkeit zu ihr trat, habe ich da die Siege verschwiegen, welche die Lockung über die Jungfrau davon trug? Freilich hat sie den Sieger bald wieder besiegt; auch legte sie, wie ein kluger Feldherr, dem Feinde gegenüber, niemals die Waffen gänzlich nieder. Alles dies habe ich aus dem Verhöre, welches das edlere Selbst dieser schönen Seele in ihrem Tagebuche mit sich hält, treulich abgeschrieben. Allerdings war ich nun von einer so seltenen Natur, die ich darzustellen hatte, durchdrungen; ich war begeistert von der hohen Erscheinung, die vor meine Seele trat: und so bildete sich der Ausdruck, die Form der Darstellung, ich möchte fast sagen ohne mein Zuthun, von selbst. Genug, mein theurer Freund, Sie verstehen mein Gemälde, weil Sie das Urbild verstehen." —

Tiedge's Biographie der Herzogin von Curland war erquickender Balsam auf die Seelenwunde der trauernden Schwester, und es bedurfte lange Zeit, ehe die würdige Matrone sich von ihrem Schmerze wieder erholte.

Die Besuche der Freunde, die es sich zur angenehmsten Pflicht machten, ihr Gemüth durch Zerstreuung aufzuheitern, verdoppelten sich, und im Umgange mit geistreichen Männern stellte sich nach und nach die entflohene Seelen-Heiterkeit wiederum ein. Das Lieblingsgespräch Elisa's war Politik und Religion, — Tiedge hingegen suchte beiden sorgfältig auszuweichen und be-

mühte sich, die Unterhaltung auf Musik, auf Dichtkunst oder historische Ereignisse hinzulenken.

Zu den ältesten und treusten Freunden des Hauses gehörten: Der berühmte Alterthumskenner Hofrath Böttiger, der gelehrte Herausgeber und Commentator von der Elisa von der Recke's „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italien in den Jahren 1804 — 1806, Th. 1 — 4. Berlin, 1816 — 17. 8.," der edle Conferenzminister von Nostitz und Jänkendorf, als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordstern bekannt, der geistreiche und welterfahrene Diplomat Geheime Cabinetsrath Breuer, der gründliche Historiker Hasse, damals Professor der Geschichte an der Ritterakademie, jetzt öffentlicher Lehrer der historischen Hülfswissenschaften an der Hochschule zu Leipzig und Hauptredacteur der officiellen Leipziger Zeitung, dessen zwei treffliche Collegen Karl Förster und August Leberecht Herrmann, ersterer als einer unserer gemüthreichsten Dichter, letzterer als historischer Schriftsteller bekannt, der jetzige Vice-Director des königl. Hoftheaters und der musikalischen Kapelle Hofrath Winkler (Theodor Hell) nebst dessen Jugendfreund und Mitübersetzer der Luistade von Camoëns Friedrich Kuhn, der geniale Landschaftsmaler Professor Johann Clausen Dahl, der große Musiker Karl Maria von Weber, der erfahrene Arzt und Philolog Hofrath Dr. Weigel, der Vorstand des königlichen Antiken-Museums Hofrath Heinrich Hase, der Geheime Rath und nachmalige Cultusminister von Carlowitz, der

Oberschenk Graf Heinrich von Einsiedel, der Geheime Rath und Kammerherr von Globig, der würdige und wahrhaft fromme Greis Assistenzrath Demiani und der berühmte Kanzelredner Moritz Schmalz, damals Pastor an der Kirche zu Neustadt Dresden, gegenwärtig Hauptpastor und Scholarch in Hamburg.

Zu den ausgezeichnetsten Fremden, welche Elisa und Tiedge in der ersten Periode des Dresdner Aufenthaltes von Zeit zu Zeit besuchten, gehörten außer den Prinzessinen von Sagan, Hohenzollern und Acerenza, der geistvolle Kronprinz von Preußen, des jetzigen Königs Majestät, der Großherzog von Weimar, der kaiserl. russische Staatsminister von Uwarow, der französische Gesandte Graf von Reinhard, Talleyrand's vertrautester Freund, Alexander von Humboldt, Matthisson, Baggesen, Oehlenschläger, Schukowsky, Bretschneider, Schuderoff, Röhr, Wilken, Geißler, Pinder, Anselm von Feuerbach, Cajetan von Weiller, mit welchen Beiden Frau von der Recke bis zu deren Tode in unausgesetztem Briefwechsel stand, die Professoren Krug, Clodius und Wachsmuth aus Leipzig, Kanzler Niemeyer sowie die Professoren Gesenius und Wegscheider aus Halle, Kapellmeister Ritter Neukomm aus Salzburg, die beiden Dichter Franz und Apollonius von Maltitz, die russischen Staatsräthe Morgenstern aus Dorpat, von Recke aus Mitau und Turgenieff aus St. Petersburg, die Freiherrn von Kaiserlingk, Kleist, Uexküll, von der Ropp, Simolin, Firks, Rutenberg, Schöppingk, Löwen-

stern und Klopmann aus den Ostsee-Provinzen und Dr. Gustav Parthey aus Berlin, durch seine historisch-geographischen Forschungen über Sicilien und Aegypten bekannt.

Mit den meisten derselben unterhielt auch Tiedge einen lebhaften Verkehr, wie mit dem Erzieher des Großfürsten Thronfolger, dem genialen Dichter Schukowsky, der das russische Volk zuerst in die tiefe Welt germanischer Dichtung einführte.

„Mit Schukowsky," pflegte Tiedge oft zu sagen, „beginnt im Lande der Nordslaven die Poesie des Gedankens: Er lehrte Rußland die erhabenen Empfindungen verstehen, die eigentlich weder das Privat- noch das Volksleben irgend einer besonderen Nation angehen, sondern das Erbtheil der ganzen Menschheit sind. Hätte jener Länderkoloß unter seinen Eingebornen mehr Männer wie ein Speransky, Rumänzoff, Uwarow, Stroganoff und Schukowsky, so würde die schöne Saat eines selbstständigen philosophischen Strebens, welche Katharina II. ausgestreut, dermaleinst zur Reife gedeihen können."

Von auswärtigen Damen, die durch mehr als ephemere Erscheinung zur Erheiterung des Lebensabends unseres Dichterpaares beitrugen, stehen die geistreiche Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach, die mit der klassischen Literatur der Griechen und Römer vertraute Geheime Räthin Kohlrausch — die treue Freundin und Pflegerin der unlängst verstorbenen Königin von Han-

nover, dann die Gattin des ehrwürdigen Arztes Sulzer in Ronneburg und Elisa's beide Nichten: Frau von Schöppingk und Gräfin von Kleist-Loß, sowie die liebenswürdige Gräfin Luise von Hohenthal-Königsbrück nebst deren Schwestern, gebornen Prinzessinnen von Biron-Curland, in der ersten Reihe.

Eine andere Kathegorie bildeten die Schriftstellerinnen Helmina von Chezy, geborne Freiin von Klenke, Fanny Tarnow, Frau von Bornstedt nebst ihrer Tochter, welche in der literarischen Welt ihren wahren Namen unter dem pseudonymen „Anna Mora" verbirgt.

In der späteren Periode gesellten sich zu dem obengenannten Kreise von Männern eine nicht minder große Anzahl Freunde und Verehrer als: der gründliche Rechtsgelehrte und Meister in der historischen Charakteristik Geheime Rath Dr. von Langenn, welcher aus dem Oberhofgerichte von Leipzig in das königliche Appellationsgericht und später als Hof- und Justizrath in die Landesregierung berufen, ganz besonders in den für Sachsen auf immer denkwürdigen Jahren 1830 und 1831 als königlicher Commissarius in Leipzig dem Staate wesentliche Dienste leistete, und jetzt als Erzieher des Prinzen Albert, Herzogs zu Sachsen, die theuerste Hoffnung des Vaterlandes pflegt, — der welterfahrene durch seine historischen Romane hinlänglich bekannte Obrist von Witzleben (A. von Tromlitz), der gemüthreiche Dichter Ernst von Brunnow, Bruder des berühmten Diplomaten, der Hahnemann's Organon der homöopathischen Heil-

kunde zuerst in die französische Literatur einführte, der in seinem „Troubadour" das Zeitalter der Minnesinger trefflich schilderte und nun in einem größeren historisch romantischen Gemälde Luthers und Franz von Sickingens Freund Ulrich von Hutten dem deutschen Volke vorführen wird, Sachsens erster Botaniker Hofrath Dr. Reichenbach, der durch seine naturhistorischen Reisen in Ungarn und Portugal und besonders durch das Prachtwerk „La Flore portugaise" berühmte Graf von Hoffmannsegg, Appellationsrath von Saltza, Rector Gröbel, Landrentmeister Pfarr, der geniale aber excentrische Gotthilf August Freiherr von Maltitz und der Großherzoglich Badensche Geheime Rath von Ungern-Sternberg, Pastor Burckhardt zu Friedrichstadt Dresden, Carl Constantin Kraukling, Director des historischen Museums, der kaiserl. russische Akademiker von Goldbach, der kenntnißreiche Münzbuchhalter Dr. Kummer, Schuldirector Kaden, Prediger Lingke und der Herausgeber dieser Biographie.

So lange die ehrwürdige Matrone Frau von der Recke lebte, bildete die Gattin des Geheimerathes von Langenn, geborne von Zabeltitz, ein zartorganisirtes Wesen voll reinster Harmonie des Geistes und Herzens, von der man mit Tiedge sagen konnte: „jeder Nerv ihres Körpers war eine Seele," als Liebling Elisa's, den Centralpunkt des weiblichen Theiles der Gesellschaft. An Frau von Langenn hatte sich das liebenswürdige Fräulein Marianne Surmann, damals Pflegetochter der

Königl. Preußischen Generalswittwe Frau von Ivernois, gegenwärtig Gräfin von Harrach, auf das innigste angeschlossen, wozu sich bald noch die Gattin des Obersten von Witzleben, geborne Albanus aus Berlin, als Dritte im Bunde gesellte. Diese drei Freundinnen, verbunden mit der musikalisch gebildeten jungen Gräfin von Hoffmannsegg und deren trefflichen Mutter Frau von Warnery, den fein gebildeten Damen: von Quandt, Förster, Winkler, Hase, Reichenbach, Weiß, Platzmann, von Houwald, v. Lorenz, v. Tettenborn und v. Tümpling, würzten die Gesellschaft der Männer in jenen heitern Abend-Cirkeln, welche häufig durch Vorlesungen dramatischer Dichtungen mit vertheilten Rollen, und durch Gesang, wo außer der Gräfin von Hoffmannsegg und Fräulein Bianka Weiß, jetzt Gattin des Baumeisters Hugo Erhard, nicht selten auch Madame Vogeler, eine geborne Schottländerin mit ihrer schönen Tochter Valeria, zwei vollendete Tonkünstlerinnen, und die Königl. Kammersängerin Fräulein Veltheim mitwirkten, zu improvisirten Soirées litéraires et musicales umgestaltet wurden. Unter den Männern, welche durch ihre musikalischen Talente zur Verherrlichung solcher Abende beitrugen, haben sich die Herren von Krüdener, von Meiners, Hollander und Preußer ausgezeichnet.

Jahre, Monate und Wochen vergingen auf solche Weise in schöner Ruhe, aber auch in einer gewissen Einförmigkeit, die nur der innere Friede, der in diesem Hause seinen Wohnsitz aufgeschlagen, minder drückend

zu machen im Stande war, und mit Recht konnte man wie jener geistreiche Brite bei Schilderung des Vicars von Wakefields Leben ausrufen:

„To-day is so very like yesterday, that we imperceptibly forget the progress of time!“

Einer der schönsten Glanzpunkte in dem schon von den gebrochenen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Leben Tiedge's und Elisa's von der Recke war die mehrwöchentliche Anwesenheit ihres Freundes Feuerbach, des ausgezeichnetsten unter den Criminalisten neuerer Zeit, ersten Präsidenten des Appellationsgerichtes zu Ansbach, welcher von so mancherlei trüben Erfahrungen in seiner amtlichen Thätigkeit im schönen Dresden Erholung suchte und fand.

Er war von seiner Tochter, der Frau von Dobeneck, begleitet. Das Einzige, was den philosophisch gebildeten Rechtsgelehrten und Menschenfreund zu drücken schien, war das Schicksal des unglücklichen Kaspar Hauser, dessen er sich in Ansbach kräftig angenommen hatte und über den er seiner Freundin Elisa und Tiedge — soweit es sein Amtseid gestattete, — höchst interessante Mittheilungen machte, deren auf kritische Prüfung der Thatsachen gegründeten Resultate er in der Schrift: „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben, Ansbach 1832. 8.“ der Oeffentlichkeit übergab, aus welcher hervorgeht, daß Feuerbach dem Urheber des Verbrechens auf der Spur war.

Unter den auswärtigen Damen, welche häufig längere Zeit zu der edlen Frau zum Besuche kamen, waren, außer den weiter oben genannten Freundinnen Kohlrausch und Sulzer, besonders die früheren Pflegetöchter: Frau von Griesheim, geborne von Anselm aus Gotha, die beiden Schwestern Pauline und Johanna Kirst, — Erstere Gattin des Fürstlich von Schönburgischen Rathes und Leibarztes Dr. Streit in Waldenburg, Letztere Gemahlin des oben erwähnten würdigen Pfarrers Pleißner zu Groß-Stechau, deren Nichte Fräulein Emma Jäger aus Ronneburg und Minna Parthey, Tochter des einst so beliebten und jetzt nach seinem Tode so schmerzlich vermißten Arztes Dr. Mitterbacher in Carlsbad.

Das innige Verständniß dieser Seelen mit ihrer ganzen Sinnesweise, und Gespräche aus früherer Zeit brachten Stärkung in die Pulse des allmälig sinkenden Lebens.

Um letztere so viel als möglich wieder aufzufrischen, unternahm die edle Frau auf Anrathen ihres trefflichen Arztes, des Hof- und Medicinalraths Dr. Seiler, der seit dem Winter 1825 in täglichem Umgange ihr vertrautester Freund geworden, im Sommer des Jahres 1832 zum letztenmale, selbst bangend und von bangen Ahnungen ihrer Verehrer begleitet, die Reise nach Carlsbad. Eine unerklärliche Sehnsucht nach Dresden rief sie jedoch sehr bald wieder zurück. Sie verstand die Mahnungen der Natur, die mit bedrohlichen Symptomen auf das nahe Verglimmen des Aetherfunkens hinwies. Sie

fühlte das Bedürfniß, ihre Lieblingsbeschäftigung geweihter Stunden zu wiederholen und Anordnungen zu treffen, wie es einst gehalten werden solle, wenn sie nicht mehr am Leben.

Das Testament, und besonders das von ihr oft unter unsäglichen Schmerzen eigenhändig niedergeschriebene Codicill, welches der Universal-Erbe Hofrath Hase nach ihrem Tode dem Drucke übergab, ist ein Spiegel des edelsten Wohlwollens, das sich noch weit über die Grenzen dieses Erdendaseins hinaus erstreckte.

Ihre hauptsächlichste Fürsorge war auf Tiedge's Zukunft gerichtet, dessen geringen Talente für das practische Leben Niemand besser als sie kannte. Zudem besaß er kein eigenes Vermögen, und die in frühester Zeit ihm von Gleim verschaffte Präbende des Domcapitels von Halberstadt hatte er, gänzlich uneigennützig, wie er war, an seinen Bruder abgetreten. Ein Jahrgehalt von dreihundert Thalern in Gold, welchen er von der Familie von Stedern, in deren Hause er mehre Jahre hindurch als Privat-Secretair, Freund und Erzieher gelebt hatte, bezog und welchen ihm seine ehemalige geliebte Schülerin Frau Kammerherrin von Alvensleben, geborne von Stedern, in Ballenstedt alljährlich mit den herzlichsten Briefen zusendete, machte, da ihm die schriftstellerischen Arbeiten wenig oder gar nichts eintrugen, sein ganzes Einkommen aus. Die Edle traf deshalb, da ihr der Himmel den sehnlichsten Wunsch, daß dieser Freund ihr in die Ewigkeit vorangehen möchte, versagen zu wollen

schien, mit einer wahrhaft rührenden Genauigkeit die nöthigen Anstalten, daß der greise Dichter nach ihrem Tode um nichts, was zu dem häuslichen Leben gehört, sich kümmern, daß er nichts — gar nichts als ihre Gegenwart vermissen sollte.

Ihren Freunden machte sie es zur strengsten Pflicht, Tiedge eben so oft wie zuvor, ja sogar — da er alsdann des Trostes und der Zerstreuung bedürfe — noch öfterer zu besuchen. Die Zimmer mit allen Einrichtungen mußten bis zu dessen Heimgang unverändert bleiben; kein Bild, kein Tisch, kein Stuhl sollte von der Stelle gerückt werden und die gesellige Unterhaltung und Alles, was zum edelsten Lebensgenusse gehört, seinen Fortgang haben, als wenn sie noch am Leben wäre; „denn ich werde, so hoffe ich zu Gott — dies waren ihre eigenen Worte — auch nach dem Tode noch im Geiste unter meinen Freunden gegenwärtig sein!“

Obgleich sie einer jeden der ihr theuren Personen ein Andenken zurückließ und Diesem ein Bild, Jenem aber ein Glas, ein Schreibzeug, eine Uhr, ein Buch oder sonst etwas bestimmt hatte, durfte doch bis zu Tiedge's Tode nichts von größeren Gegenständen ausgehändigt werden, damit der an solche Umgebungen gewöhnte Freund durch deren Abwesenheit keine unangenehme Empfindung haben möge.

Die ihr seit vielen Jahren innigst ergebene Familie Pappermann, in welche Frau von der Recke ein unbedingtes Vertrauen setzte, wurde von ihr ersucht, den

treuen Lebensgefährten so behutsam und zart, wie sie selbst gethan, zu hegen und zu pflegen. Zu diesem Behufe hatte sie ein nicht unbedeutendes Capital (30,250 Rubel) bestimmt, dessen Zinsen (ungefähr 1600 Thaler Pr. Cour.), so lange Tiedge lebte, alljährlich von ihren Erben aus Curland durch die Vermittelung des langjährigen Hausfreundes Oberhofgerichts-Advocaten Dr. Köler eingesendet wurden. Er selbst aber mußte ihr mündlich versprechen, mit der Familie Pappermann bis zu seinem Tode verbunden zu bleiben und in seinem Hauswesen keine Aenderung zu treffen. Dieser Wunsch entsprang aus der festen Ueberzeugung, daß Tiedge in keinem anderen Verhältnisse so gut aufgehoben wäre und so ruhig und sorgenfrei seinem Ende würde entgegensehen können. — Damit der Vergeßliche auch dann, wenn sie ihn nicht mehr überwachen konnte, stets an sein Versprechen, diesen ihren letzten Wunsch zu erfüllen, erinnert werden möge, hinterließ sie in drei langen Briefen mit der Ueberschrift: „Von Freund Tiedge erst nach meinem Tode zu eröffnen" ihre bis in die kleinsten Details gehenden Wünsche, Mahnworte und Verfügungen.

Nicht ohne Bangigkeit und mannigfach beklemmende Gefühle erbrach dieser in der Folgezeit, erst nach langem Zagen, das verhängnißvolle Siegel und handelte — wenn nicht aus Ueberzeugung, doch aus Pietät — nach dem Willen seiner Freundin.

Lag in dieser Abnahme eines bis über das Grab hinaus dauernden Gelübdes gleichwohl scheinbar eine

Beschränkung seiner Willensfreiheit, welche anfänglich die Quelle zu mancherlei Mißbehagen wurde, so hat doch in Zukunft die Erfahrung gelehrt, daß die wohlwollende Freundin sich nicht getäuscht hatte, denn der gänzlich unpraktische Dichter befand sich, zum wenigsten in physischer Hinsicht, vollkommen wohl in so treuer Fürsorge und Pflege.

Bewunderungswürdig war die Ruhe und Klarheit, mit der sie dem Augenblicke entgegentrat, der so lange und oft der Gegenstand ihrer stillen Betrachtungen gewesen — die Frucht der reinsten Moralität, gereift am Sonnenlichte der Religion.

Wenige Wochen vor ihrem Tode, welcher am 13. April 1833 erfolgte, veranstaltete sie mit hellem Geiste, obwohl unter häufigen, oft bis zur Qual gesteigerten Leiden ihres kranken Körpers, die Ausgabe der „Geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen" *) weil sie so gern noch vor dem Uebertritt von dem zeitlichen zum ewigen Leben die Bekenntnisse ihrer innersten Ueberzeugung Allen darreichen wollte, denen sie die Wohlthat gleicher Zuversicht in dem entscheidendsten Augenblicke gönnte.

Diese Ergüsse ihres Geistes und Herzens waren zu gleicher Zeit ihr Glaubensbekenntniß für das Leben, so wie ihr Vermächtniß nach dem Tode!

Der Segen dieser frommen Hingebung in den Willen eines allbarmherzigen Gottes, der Glaube an ein

---

*) Die gegenwärtig in einer neuen Ausgabe den vierten Band von Tiedge's poetischem Nachlasse bilden.

gerechtes aber väterlich mildes Gericht, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, das Vertrauen an die stufenweise Fortbildung zu einem stets höhern und vollkommneren Selbstbewußtsein, die Zuversicht auf eine darin begründete ewige Seligkeit im Anschauen der Gottheit war in der ernsten Stunde des Verscheidens an ihr selbst am meisten bemerkbar.

Der umsichtige Arzt, der die letzten Tage hindurch die Kranke fast nicht mehr verließ, hatte den Körper nur noch Augenblicke des Lebens zugesprochen. Das geheimnißvolle Räderwerk der Natur schien abgelaufen, der Puls ward leiser, das Athmen schwerer.

Die innigste Theilnahme hatte die nächsten Freunde und Freundinnen um das Ruhebett versammelt. Es war am 13. April 1833 des Morgens in der siebenten Stunde. Tiedge faßte ihre Hand, blickte sie mit inniger Wehmuth an und wollte sie trösten. Da zeigte sich noch ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen, und sie sprach langsam, aber noch vernehmlich die Worte: „Dem Dulder wird der Kranz!“ Regungslos lag der Körper ausgestreckt, lebendig und willensfrei aber blieb der Geist; denn selbst als schon die Sprache ihren Dienst versagte, redete noch der Blick. Keine Sorge der Liebe und Freundschaft ging auch jetzt unbemerkbar an ihr vorüber, kein Zeichen der Verehrung, kein Ausdruck der Trauer unbedankt dem allmälig brechenden Auge verloren. Mit dem leisen Rufe: „Licht! mehr Licht!“ der mehr von einem milden Hauche, als von einem Seufzer begleitet

war, löschte der Genius die längst schon gesenkte Fackel. Die Psyche, ihrer Bande entledigt, flatterte aufwärts — und ihre schöne Seele stand vor Gott!

Eine tiefe Stille, diese beredte Sprache der Andacht, wehte durch das Trauerhaus. Man glaubte die Herzen der Umstehenden schlagen zu hören. Als Letztere von dem Eindrucke dieses großen Momentes sich erholt hatten, war Tiedge ihr einziger Gedanke.

Obwohl in ernste Trauer versenkt, doch gefaßt, wie es dem Weisen ziemt, saß dieser in die Ecke seines Sopha's gedrückt und weinte Thränen des Schmerzes und der Theilnahme.

Kaum hatte ihm, dem leicht Erregbaren, der überall im Leben nur mit Mühe die angeborne Heftigkeit bezwang, irgend Jemand diese Fassung zugetraut. Der Kraft seines Geistes machte es Ehre, daß er wenige Tage, nachdem das, was an seiner hohen Freundin sterblich war, ihrer testamentarischen Verordnung gemäß, ohne Leichengepränge, ohne Sarg, nur in ein weißes Linnentuch eingehüllt, dem Schooße der mütterlichen Erde wieder zurückgegeben war, einen eigenhändigen Aufsatz nicht nur über die letzten Augenblicke, sondern auch über das Resultat der, (nach dem ausdrücklichen Wunsche der Verewigten,) unter Leitung des Hof- und Medicinal-Raths Dr. Seiler vollzogenen Leichenöffnung und endlich über das Begräbniß niederzuschreiben im Stande gewesen ist.

Bald aber fühlte sich Tiedge, ungeachtet der verdoppelten Beweise von Freundschaft und Ergebenheit

seiner zahlreichen Freunde, wie verwaiset. Die ganze Welt erschien ihm wie eine unabsehbare Einöde, der heitere Quell der Phantasie versickerte — wie er selbst zu sagen pflegte — in der dürren Wildniß seines Gemüthes und nur die Erinnerung bildete eine Oase, in welcher der müde Erdenpilger sich laben konnte, daß er nicht gänzlich verschmachtete auf seiner von nun an freudenleeren Reise in die große Heimath aller Sterblichen.

Was ihm die edle Freundin gewesen, bezeugen die wenigen, aber um so innigeren Zeilen, die er aus seinem Zimmer in den frühesten Morgenstunden des ersten Januars 1825 in seiner ihm so eigenthümlichen Ueberschwenglichkeit an dieselbe schrieb und die sich noch in den Papieren des Letzteren vorgefunden haben:

„An Elisa zum 1. Januar 1825.

„Wer neben diese Frau sich wagen darf,
Verdient für diese Kühnheit schon den Kranz!“

Wenn, theure heilige Elisa! wenn ich jemals gewünscht habe, ein fremdes Wort mir anzueignen, so ist es das Obige aus Goethe's Tasso. — Ja! ich fühle es bis in die tiefste Stille meines Geistes hinab, wie glücklich ich bin, mich in der Himmelsheiligkeit Ihrer Nähe bewegen zu dürfen. Meine höchsten und reinsten Bestrebungen sind von diesem Gefühle durchdrungen; es erhöht das Interesse, das ich jetzt an mir selbst nehme. Gott erhalte mir diese Seligkeit, die mich mit den Engeln in Berührung bringt.

Tiedge.“

Es bedurfte einer langen Zeit, ehe der arme verwaisete Greis sich wieder zu irgend einer geistigen Arbeit, selbst auch nur zu einem Billet aufgelegt und gekräftigt fühlte. Wie sehr der Baum seines Lebens bis in die tiefste Wurzel erschüttert war, beweiset der Brief, den er Ende Julius 1833 an seinen und der edlen Dahingeschiedenen treubewährten Freund Pleißner mit zitternder Hand schrieb:

„Mein theurer Pleißner!

Längst schon hätte ich Ihnen aus der Tiefe meiner Versunkenheit wenigstens einen Seufzer, ein weinendes Wort zugesendet, wenn mich die Zerrüttung meines innersten Lebens dazu hätte kommen lassen. Die Hand zittert mir noch, wie das Herz, welches nur noch so viel Kraft hat, mich empfinden zu lassen, daß ich die Trümmer eines ehemaligen Lebens bin, die in einer finstern und stummen Wüste daliegt, zu der kein erfreulicher Lebenshauch mehr eindringen wird.

Abgestorben ist mir der bessere Theil meines Daseins, entwichen der weihende Geist, der die Seele meiner Wirksamkeit war; abgewandt hat sich von mir der Muth etwas zu unternehmen. Ach! könnte ich unter den Ruinen in dieser finstern Wüstenei meiner letzten Tage, die kein warmer Himmelsstrahl mehr besucht, ach! könnte ich da die Kraft noch finden, ein würdiges Bildniß aufzustellen, von der Hohen, die so leuchtend durch unsere Tage ging: das bin ich ihren Freunden, das bin ich mir

schuldig, mir, dem sie Alles war und der ihr so wenig sein konnte. Wir bedürfen eines solchen Denkmals, sie nicht, sie wandelt unter den Verherrlichungen seliger Geister, die mit ihr den großen Morgen feiern, von dem sie hier so erhaben gesungen hat. O! viel hat in ihr der Himmel gewonnen, viel haben ihre Freunde verloren, unter denen ich der Verarmteste bin. Nur ein Gefühl belebt mich noch, das Gefühl des Verlassenseins; zu der tiefen Einsamkeit meines öden Gemüthes kommen nur noch die Erinnerungen aus der Vergangenheit; aber auch diese sind nur die helleren Schatten, welche mich die Schwärze der Nacht wahrnehmen lassen, in die sich der Rest meiner Tage verwandelt hat. Tiedge."

Es war wahrhaft rührend anzusehen, wie der edle Greis den Schmerz über den unersetzlichen Verlust in sich verschloß. Ein Nachklang aus unvergeßlichen Tagen schlug an sein Herz bei jeder Erwähnung des theuren Namens; doch feierte er jetzt die Erinnerung an seine Todten nicht mehr, wie sonst, mit lauter Klage und sogar oft mit keckem Murren gegen die dunkeln Wege der Vorsehung, sondern in der geweiheten Tempelstille des Herzens, in sanften Elegieen, in deren Tönen ein geduldig frommer Glaube, eine gottergebene Zuversicht waltet. Eine schwere Pflicht lastete aber, ohne daß er die nöthige Kraft zur Erfüllung derselben im zerknickten Lebensmuthe finden konnte, auf seiner Seele — die Pflicht, sowohl dem Bedürfnisse seines Herzens zufolge, als dem Wunsche der zahlreichen Freunde der Verstorbenen und den Erwar-

tungen des Publikums zu genügen, und das Leben Elisa's von der Recke zu schreiben, eine Aufgabe, die Niemand so wie Tiedge zu lösen im Stande war. Oft wurde er von nahen und fernen Freunden daran erinnert, unter den Letzteren am häufigsten durch den biedern Schweizer, Banquier J. J. Mayer aus St. Gallen, dessen Bekanntschaft er einige Jahre vor dem Tode der Frau von der Recke in Carlsbad gemacht hatte. Unzählige Male setzte er die Feder an, aber eben so oft entglitt diese wiederum seiner zitternden Hand. Dann aber sank die Spannkraft seines Geistes im Vorgefühle der immer zunehmenden Schwäche vollends darnieder und die beklommene Brust machte sich oft in Thränen Luft.

Von dieser Gemüthstimmung giebt ein Brief Zeugniß, den er im Februar 1834 an Pleißner absendete:

„Ihr freundliches herzvolles Schreiben hat mich Thränen, aber lindernde Thränen vergießen lassen. Solche Briefe, nicht Trostreden, schmiegen sich meinem wunden Herzen an. Ich erkenne die Zartheit, mit welcher Sie gezögert haben, meine fortblutende, sich immer tiefer einsenkende Wunde zu berühren. Jetzt, ja jetzt mehr als je, fühle ich, was ich durch die Hohe war und was ich ohne sie bin. Sie war die Stütze meines geistigen Lebens, durch sie allein bestand die Kraft meines Gemüthes. Ach dieses Gemüth ist zur unfruchtbaren Wüste geworden und die Thätigkeit meines Geistes liegt gänzlich darnieder und athmet in dieser Versunkenheit, wie ein

Sterbender, den es quält, sein Haus noch nicht bestellt zu haben. Sie war fertig, sie war bereit, den großen Schritt in das dunkle Jenseit zu thun. Sie konnte in einem letzten Schreiben an mich sagen: „ohne Lebensüberdruß freue ich mich auf meine Todesstunde." — Das kann ich nicht! Ach, Freund, theurer Freund meiner Seele, lassen Sie mich schweigen!"

Mit diesen Worten brach Tiedge von dem Gegenstande, der seine ganze Seele füllte, ab, und ging im Briefe auf seines Freundes Familie über. Mit liebevoller Theilnahme erkundigte er sich nach dessen Gattin und Kindern, von denen der ältere Sohn damals gerade auf der Universität Jena die juridischen Studien begonnen hatte. „Recht herzlich", fuhr er fort, „habe ich meine Segnungen mit denen der Verewigten ihm gewidmet. O! hätte sie diesen Zeitpunkt erlebt! Wie würde sie für ihn gewirkt haben!"

In einem früheren Schreiben sagt er: „An dem Erwachsen und Vorwärtsgehen der Kinder nimmt das Alter sein Verwelken, sein Rückwärtsgehen wahr. Diese Wahrnehmung macht mir mein jetzt zweijähriger Rheumatismus oft recht peinlich. Dabei aber blicke ich auf solche Leidende, die viel mehr, als ich, verdienten, gesund zu sein und viel mehr zu dulden haben als ich. Mein Kopf ist frei, ja sogar kräftig, fast wie ein Jugendkopf so frisch, daß er mich selbst täuschen könnte, wenn nicht das gebleichte Haar die Enttäuschung übernähme. Auch werde ich von Außen her oft an die Hinfälligkeit des Le-

bens erinnert. Seit einiger Zeit bewege ich mich wie auf einem Schlachtfelde während des Gefechts. Wohin ich um mich her blicke, da fällt ein Haupt, welches fester als das meinige zu stehen schien. Endlich ist auch mein Vordermann, Göckingk, der älteste von meinen Freunden, dahin gegangen quo pius Aeneas et Ancus etc. etc. Wenn wir diesen Sommer zusammenkommen, so werden Sie eine ziemlich wohl erhaltene Büste sehen, die auf einem wackeligen Tische steht."

Aehnliche Aeußerungen von Schwermuth enthalten fast alle seine Briefe, die er nach dem Tode der unvergleichlichen Freundin schrieb, und zwar um so offenherzigere, je größere Theilnahme er von der beiderseitigen Bekanntschaft und dem unbedingten Vertrauen erwarten zu dürfen glaubte. Ergüsse dieser Art thaten seinem beklommenen Herzen wohl. Der umwölkte Geist fand Trost und Heiterkeit in der Mittheilung. Er fühlte sich dann weniger einsam, weniger verwaiset.

Im October 1836 schrieb er an die Gattin seines Freundes Pleißner:

„Ihre lieben Zeilen machen mir meines langen Stillschweigens wegen sanfte Vorwürfe, die ich freilich verdient habe. Könnten Sie aber in meine Seele schauen, so würden Sie darin unter den Spuren eines zerstörten Lebens manches wohlerhaltene Denkmal antreffen, welches hinweiset nach dem lieblichen Hain, durch den ich so oft hineilte zu der traulichen Pfarrwohnung, wo mir immer festliche Stunden bereitet waren, die mich aufrich-

teten, wenn irgend Etwas mich niederbeugte, oder mich begeisterten, wenn mein Geist mit einer Unternehmung beschäftigt war. Jedoch würden Sie auch neben solchen Denkmalen, bei denen mich oft eine tief erschütternde Wehmuth ergreift, Zerfallenheiten und Verwüstungen finden, die mein Verstummen begreiflich machen. Wenn ich nun so in der Schattenwelt verstorbener Tage einsam umherschleiche und Stellen berühre, die mich an liebe Freunde fern oder nah erinnern, so ist es, als ob ich Ihnen nichts mehr zu sagen hätte. Gebrochen ist die Kraft meines Gemüthes, gelähmt die Thätigkeit meines Geistes. Da liegen vor mir angefangene Arbeiten: nur fehlt es mir an Muth sie zu vollenden. Ich habe seit 2 Jahren in meinem physischen Leben Mahnungen erfahren, die mich deutlich genug aufriefen, mein Haus zu bestellen; auch dazu habe ich Anfänge gemacht; da liegen sie; aber die Hand ist wie gelähmt, wenn ich sie hervorziehen will: und so stirbt ein Tag nach dem andern dahin. Was war, ist nicht mehr. Das klingt mir aus allen Winkeln des Herzens entgegen, wenn die finstre Einsamkeit einer schlaflosen Nacht mich umgiebt. Eins gelingt mir noch: das Streben nämlich, die unheilbare Wunde meines Herzens zu verbergen."

Wenn es Tiedge'n auch gelang, diese trübe Seelenstimmung nach außen hin zu verbergen, — sie zu beherrschen, zu unterdrücken vermochte er nicht. Was seine ganze Seele füllte — denn auch der Unmuth hat seine Begeisterung — sprach sich in Liedestönen aus und so

entstand sein letztes größeres Gedicht, das er selbst „die letzten Worte“ überschrieb:

Die Hoheit sah ich mit der Milde
Im seligsten Verein, ich sah
Die in Elisa's holdem Bilde
Erscheinende Urania,

Die, wenn ich duldend oder strebend
Mich durch des Lebens Irren wand,
Begeisternd, kräftigend, erhebend
Und tröstend mir zur Seite stand.

Da schritt ich wie durch eine hohe Feier
Geweihter Tage durch das Leben hin,
Und die von ihr bekränzte Leier
War meine trauliche Begleiterin.

Ein Tag ist über mich gekommen,
Er stürzte wie ein Fluch herab, —
Ein Schreckenstag, der Alles mir genommen,
Was Leben war und Leben gab.

Wohin sich nun mein Auge richtet —
Stumm Alles! öde, kalt und todt!
Vernichtung, die nur halb vernichtet,
Ist schrecklicher noch als der Tod.

Mein armes Herz! so ist uns nichts geblieben,
Als eben dies zerriß'ne kalte Herz?
Nicht fähig mehr, die Menschenwelt zu lieben,
Vergieb Du, Heilige, den frevelhaften Schmerz!

Wo soll ich hin? mein Sonnenstern ging unter;
Verschattet, unstät, ungewiß
Irrt mein Gedanke dort hinunter —
In die mir nahe Finsterniß!

Wie? tönt es nicht von jener dunkeln Pforte
Daher, wie Geisterruf zum Wiedersehn?
Ach nein! es sind die Seufzer meiner Worte,
Die mir zurück die finstern Winde weh'n!

Doch kann ich's immer noch nicht glauben, kann's nicht fassen,
Daß —, wie verbannt in eine Wüstenei,
Mein Geist so schrecklich einsam, so verlassen
Und aus der Luft, die sie umgab, verloren sei.

Wie einen Gottesdienst besuch' ich jede Stelle,
Wo mir geleuchtet hat der seelenvollste Blick,
Und kehre weinend zu der Zelle,
Wo meine Trauer wohnt, zurück.

Da regt es sich in mir, wie Schwingen!
Fort, aus der grausen Wildniß fort!
Ich habe nichts mehr zu vollbringen;
Bis oben ist der alte Stamm verdorrt!

Wo jugendfroh mich die Natur begrüßte,
Verstummt der rege Liedersinn!
Die Stunden zieh'n durch meine Wüste,
Wie Nachtgestalten dunkler Träume, hin.

Nur zögernd tritt, wenn mich die Schatten decken,
Der karge Schlaf in meinen öden Raum;
Und wenn mich früh die ersten Schimmer wecken,
Dann weinet noch mein wach gewordner Traum.

Kein Morgen frohlockt mir! der Abend fragt vergebens
Nach Werken, die mein Tag vollbracht!
Du, großer Frühling eines neuen Lebens,
Wann rufst Du mich empor aus meiner Winternacht?

Ich blick' umher in meinen Lebenshandel:
Das Würdigste, das er mir trug, hat sie geweiht;
Was da noch leuchtet, sind die Funken, die ihr Wandel,
Ihr Sonnenwandel ausgestreut;

Den Lichttag hat die Nacht, die nicht mehr tagt, verschlungen,
Mir schimmert nur das wehmuthvolle Licht,
Das Mondlicht der Erinnerungen,
Das still von seiner Sonne spricht.

Der Durst nach Wiedersehen, Wiederkennen,
Der ist die letzte Gluth, die hier im Herzen brennt;
Wer wird mir dort den hohen Namen nennen,
Womit der Himmel sie, die Himmlische, benennt?

Tief sinnend irrt mein Geist um die Cypressenpforte:
Durchschimmert sie kein Strahl von jenem Götterglanz?
O helft mir! traget mich, ihr letzten Worte,
Die ihre Lippe sprach: „dem Dulder wird der Kranz!"

In diesem stillen Schmerze stand ihm die Familie Pappermann und die treffliche Pflegetochter der verewigten Frau von der Recke, Fräulein Mathilde Haupt, Schwester des durch seine Gedichte und langjährige Wirksamkeit als Secretair der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften bekannten Pastors Dr. Leopold Haupt in Görlitz, treu pflegend und tröstend zur Seite. Um dem verwaiseten Tiedge das Gefühl seiner Einsamkeit weniger drückend erscheinen zu lassen, fand sich allabendlich ein ziemlich zahlreicher Kreis von Freunden und

Freundinnen bei ihm ein, welche Alles aufboten, ihn zu erheitern und ihm Freude und Zerstreuung zu verschaffen. Zu seinen eifrigsten Verehrerinnen gehörten neben den Damen: Rabe, Köler und Fink, die mit ihm in einem Hause wohnten, Gräfin Riesch, von Schönberg und von Grützmacher, die polnische Stiftsdame von Dunin aus Warschau, Nichte des in der Streitfrage über die gemischten Ehen so bekannt gewordenen Erzbischofs von Posen, und Fräulein Ida von Düringsfeld aus Schlesien, in der Geschichte unserer Literatur unter dem Namen „Thekla" bekannt, welche ihn durch Geist und Gemüth und wahre Dichter-Originalität so zu fesseln wußte, daß ihm ihre Nähe Bedürfniß ward und er an die Entfernte im sechs und achtzigsten Jahre mit der Wärme eines achtzehnjährigen Jünglings die zärtlichsten Briefe schrieb.

Ein solches Schreiben vom November 1837 beginnt:

„Meine theuerste Freundin!

Ihr herrliches Briefchen, worin jede Zeile wie ein lebendiges Herz mir entgegenschlägt, welches von Wohlwollen und kindlicher Zärtlichkeit überfließt, endet mit dem Worte „Vergessen", einem Worte, das der Orkus aller Widerwärtigkeiten sein sollte.

In Ihrem Briefe drückt es sich zwar verneinend aus, aber es ließ sich doch vernehmen; und in einem so heiligen Gebiete, welches Freundschaft und Liebe weihen, sollte es sich gar nicht hören lassen. — Ich mußte also

das widerwärtige Vergessen erst vergessen, um mich recht seelenfroh zu erquicken und zu laben an dem lieblichsten Herzenserguß, welchen die Sendung aus Ostrawe*) mir bereitet hatte. Jedoch das sollte nun einmal nicht sein, denn mitten in diesen heiligen Genuß drängte sich ein fatales Gerücht, worüber ich erschrak, ja wahrlich! ich erschrak. Es sagte mir ohne alle Schonung: „Ida, die liebliche Ida ist Braut!“

Ich verstummte und dachte: ist es recht, daß solch' ein Gerücht, das ein Myrtenfest meiner liebsten Freundin ankündigt, mich erschreckt? — Ach, meine Theure, meine — darf ich sagen, geliebte — Ida! Der ferne Freund wird immer vom Bräutigam tief verdrängt in den Hintergrund, wo es finster ist. Soll das nicht schmerzen?“ u. s. w.

Im April 1838 schrieb er: „Meine theure unvergessene Freundin! Das sind Sie! Wer kann vergessen was unvergeßlich ist? Aber dennoch die Frage: Wie konnte es der Mensch in Dresden nur aushalten, Monate vorüber gehen zu lassen, ohne ein Mal an Ida zu schreiben? Wenn auch die edle verzeihende Ida diese Frage nicht laut werden läßt, wenn sie sogar einen rosenfarbenen engelfreundlichen Brief aussendet, der sich von jener Frage nichts merken läßt, sondern lauter Huld und Wohlwollen athmet, so regt sich ohne Zweifel dennoch in der schönen Idaseele eine leise Stimme, die jene

*) Name des bei Herrnstadt in Nieder-Schlesien gelegenen Landgutes, wo die Familie von Düringsfeld wohnt.

Frage nicht verschweigt, und jener schöne purpurne Brief ist eine aus Rosen geflochtene Ruthe, die empfindlicher trifft, als jede andere, die gar nicht schonen will. Könnte ich doch mein Herz in diesem Augenblicke in eine knieende Gestalt verwandeln, so sollt' es da vor Ihren Füßen erscheinen und für die tröstende Nachsicht danken, die Sie mir angedeihen lassen." u. s. w.

Außer den schon weiter oben Seite 180. genannten Männern erschien fast einen Abend um den andern der ehrwürdige fünf und achtzigjährige Greis Assistenzrath Demiani, ein um das Vaterland hochverdienter deutscher Biedermann vom alten ächten Schrot und Korn, über welchen Tiedge im Januar 1836 an dessen Schwiegersohn Professor Hasse in Leipzig schrieb:

„Der ehrwürdige Großpapa (so wurde der wackere Greis im Hause von Jedermann genannt), der es sich manchmal gefallen läßt, an meinem frugalen Mittagstische Theil zu nehmen, hat sich dem sehr kleinen Kreise meiner häufig unterbrochenen Abendsuche angeschlossen, unter denen der seinige mir der angenehmste ist. In seinem geistigen und gemüthlichen Leben hat sich ein so schönes Gleichgewicht zwischen Glauben und Wissen entwickelt, wie ich es nie zu erringen vermochte!"

Sichtbar erheiterte sich Tiedge's Antlitz, wenn der ihm an Alter am nächsten stehende Freund mit dem ruhigen festen Schritt in das Zimmer trat. Vor Freude strahlend reichte er ihm die Hand und ruhte nicht eher, bis er dicht an seiner Seite Platz genommen. Es war

ordentlich, als wenn sein von Natur stürmisches Temperament in der edlen, würdevollen und gehaltenen Ruhe des Freundes für sein eigenes Gemüth Beruhigung fände.

War er mit demselben in religiöser und politischer Beziehung gleichwohl nicht immer einerlei Meinung, so beugte sich doch der einem entschiedenen Rationalismus hingegebene Geist des Dichters in stiller Huldigung vor dem Offenbarungsglauben des strengen orthodoxen und wahrhaft frommen Protestanten, der als eifriges Mitglied der Bibel- und Missionsgesellschaft die Verbreitung der Christusreligion und die strenge Ausübung aller von dieser vorgeschriebenen Pflichten zum Hauptzwecke seines Lebens macht.

Bald ward ihm der Umgang mit diesem Manne ein wahrhaftes Geistes- und Herzensbedürfniß. Kaum hatte des Abends die Glocke die siebente Stunde geschlagen, so blickte sein Auge unablässig nach der Thüre des Zimmers hin, von wo der Ersehnte erscheinen mußte. Wie Demiani's Gesellschaft unsern Tiedge beruhigte, so erheiterte ihn der lebhafte G. A. v. Maltitz, den er wegen des Biedersinnes und der treuen Anhänglichkeit zärtlich liebte, mit seiner stets muntern Laune und der Originalität seines Erzählertalentes. „Muß man gleichwohl," pflegte er oft dem ihm Zunächstsitzenden ins Ohr zu raunen, „von den wunderbaren Geschichten und Erlebnissen, die Freund Maltitz uns zum Besten giebt, neun und neunzig von hundert subtrahiren, so hört es sich ihm doch gut zu und

man kann nicht anders, als dem Pfefferkörnermann*) gewogen sein.

Wer erinnert sich nicht gern des kleinen hagern Mannes mit dem blassen Antlitz, den berganstrebenden Haaren, den buschigen Augenbraunen, unter welchen zwei hellblaue Augen gutmüthig hervorblitzten, mit der Adlersnase und den aufgeworfenen Lippen, dem kurzen Halse und hohen Rücken, welcher beim Erzählen die überlangen Arme wie Windmühlenflügel nach allen Seiten hinbewegte, und der, wie in seinen Gedichten, so in seinem Vortrage — wenn auch derb — doch immer geistreich die Schwächen unserer Zeit enthüllend über alle Stände die Geißel der Satyre bitter schwang, aber doch niemals durch Persönlichkeit verletzte? Mit bewunderungswürdiger Zungenfertigkeit und Brustausdauer, wenn auch mit weniger günstigem Organe wußte er ganze Abende hindurch die Gesellschaft durch Declamation zu unterhalten. Die Werke der meisten unserer klassischen Schriftsteller standen seinem beneidenswerthen Gedächtnisse jederzeit zu Gebote. Es genügte, irgend einen Vers aus Klopstock, Herder, Wieland, Schiller, Göthe oder Lessing nur anzudeuten — und er fuhr im Recitiren fort.

In gleicher Weise trug er, omnia sua secum portans, seine eigenen Gedichte, die frühesten, wie die spä-

---

*) Anspielung auf dessen „Pfefferkörner". Vier Hefte, Hamburg, 1831 — 1834. Die Quintessenz seiner politischen Satyre.

teren, und Alles, was er je geschrieben, in seinem Kopfe mit herum und wußte im Vortrage der Elegie: „Das Stammschloß meiner Ahnen", oder des Gedichtes „an Seume", seinen Liebling, dessen Denk- und Handlungsweise er sich zum Vorbild nahm, eben so zu rühren, als er beim Declamiren des Guckkastenliedes oder der Parodie auf Schiller's Handschuh, „der Landstand", oder „die Welt ist ein Orchester" sowohl Rigoristen als Hypochondristen zum Lachen zu zwingen verstand.

Selbst zarte Frauen aus der Gesellschaft verziehen ihm manche Ungereimtheiten gern um der treuen Anhänglichkeit an Tiedge willen. Letzterer war auch über Niemanden, der seit Elisa's Tode aus seinem Kreise schied, mit so aufrichtiger und tiefer Trauer erfüllt, als über Maltitzens viel zu frühen Heimgang in das Land der ewigen Liebe. Während der Krankheit desselben schickte der Bekümmerte täglich mehre Male seinen Bedienten an ihn ab und ließ jeden Morgen neue Erkundigung von dessen Befinden einziehen.

Dieser Verlust hatte seiner Seele abermals eine tiefe, nun unheilbare Wunde geschlagen. „Der Kummer tödtet nicht," pflegte er wohl oft zu sagen, „aber er bringt ein langes Sterben in das Leben, wodurch die geistigen Kräfte mehr, als die leiblichen abmagern. Langsamer und langweiliger ist jetzo der Gang meines Geistes, als der meiner gelähmten Füße. Kein Moment geht mir vorüber, wo nicht trübende Erinnerungen mich überfallen und meine Thätigkeit unterbrechen; insonderheit beim

Briefschreiben ergreift mich oft ein so trauriges Gefühl, daß ich da sitze und nicht weiter kann!"

Mit verdoppeltem Eifer suchten jetzt die noch übrig gebliebenen Freunde, zu denen sich der vielbelesene Kammerherr Eduard von Bülow, Verfasser des „Novellenbuches" und Herausgeber von Friedrich Ludwig Schröders Werken nebst Gattin und die hochgebildete Frau Baronin von der Decken mit ihren liebenswürdigen Töchtern gesellt hatten, durch häufige Besuche den darniedergebeugten Greis wieder empor zu richten. Am meisten trug der welterfahrene Novellendichter Carl von Wachsmann, vereint mit dem Freiherrn Georg Ernst von Brunnow, dem Major Serre auf Maxen, Hofrath Reichenbach, den jungen Theologen Kummer und Schlurick, dem Linguisten Hollander und dem Verfasser dieser Biographie, nach Kräften dazu bei, Tiedge's Abende durch lebhafte Gespräche oder durch Vorlesungen geeigneter dramatischer Stücke mit vertheilten Rollen möglichst zu erheitern.

Wurde der Greis gleichwohl allmälig stumpfer und konnte er auch nicht immer dem Gange der dramatischen Handlung folgen, so war er nichts desto weniger schon über das Bemühen, ihm Freude zu bereiten, höchst erfreut und dankbar ergriff er dann am Schlusse die Hand des in schönster Jugendfrische blühenden Fräuleins von Wachsmann und der übrigen mitlesenden Damen, unter denen sich die zartsinnige für alles Hohe und Edle begeisterte Frau Majorin Serre mit ihrer wohlklingenden

Stimme am meisten auszeichnete; denn fühlte auch der Geist und ganz besonders das Gedächtniß die Spuren des hohen Alters, so blieb doch das Herz von der Bürde der achtziger Jahre unangetastet, feurig, regsam und empfänglich wie dasjenige eines achtzehnjährigen Jünglings.

Bei dieser Empfänglichkeit des Gefühls gehörte Musik und zwar — wie er oft zu sagen pflegte — „die naturgemäße Musik" der menschlichen Stimme im harmonischen Gesange zu Tiedge's reinsten und höchsten Genüssen.

Reichen Dank von seinen strahlenden Augen und entzückten Lippen ernteten jedesmal die schon erwähnten Damen Vogeler und Gräfin Hoffmannsegg, wenn sie — den Uebelstand eines mangelhaften Instrumentes nicht scheuend, sich an das Pianoforte setzten und seine Liebslingslieder sangen. Zu diesen gehörten außer mehreren schottischen, portugiesischen und spanischen Nationalgesängen und Balladen Pergolesi's Hymnen, die einfach großartigen Kirchen-Compositionen anderer italienischer oder deutscher Tonsetzer, wie z. B. das „Ave Maria" und die bekannten britischen Volksmelodieen „Rule Britannia" und „God save the King (Queen)," von der hochgebildeten Madame Vogeler und ihrer schönen liebenswürdigen Tochter Valeria mit einer Meisterschaft vorgetragen, welche man selbst bei Künstlern von Beruf so häufig vermißt.

In der That kann auch nichts Höheres im Gesange gedacht werden, als der seltene harmonische Einklang zweier so metallreicher, so frischer und so innig ver-

wandter Stimmen, welche durch Talent, Selbststudium und Schule gleich vollkommen ausgebildet sind.

Hochentzückt ging dann die Gesellschaft, wenn Fräulein Valeria noch einen heitern Gesang, etwa Hebel's „Nachtwächterlied," angestimmt hatte, voll des wärmsten Dankes aus einander und der Dichter schlief im Nachgenusse der seine Phantasie umgaukelnden Tonbilder unter wonnigen Träumen ein.

In den letzten Jahren fand sich nicht selten auch ein Kreis von jungen gebildeten Dilettanten, die unter Leitung des wackern Cantors Mühle einen Gesangverein gestiftet haben, bei Tiedge ein, welche größere Tonschöpfungen mehrstimmig ausführten, und somit viel zur Erheiterung seiner letzten Lebenstage beigetragen haben. Diese talentvollen Männer sind die Herren: Reyher, Kupferstecher bei der Plankammer und Mitglied der Akademie der bildenden Künste, Kori, Gehülfe in der Arnoldischen Buchhandlung, die Lehrer Jäckel und Mieth, Kaufmann Werner, Musiklehrer Adam und Musikalienhändler Rotter.

Dank, inniger Dank sei ihnen dargebracht für die hohen Genüsse, welche in Tiedge's Wohnung auch den Freunden des Verklärten durch deren gehaltvollen Vorträge zu Theil geworden.

Noch denkt gewiß ein Jeder der Letzteren mit dankbarer Anerkennung an die Aufführung von Annacker's und Döring's „Bergmannsgruß" im Jahre 1839, dessen wohlthätiger Einfluß auf unseren Dichtergreis, der lange

noch in der Erinnerung an diese gediegene Tonschöpfung schwelgte, in der erhöheten Freudigkeit seiner Seelenstimmung unverkennbar war.

Große Freude gewährte ihm auch in den letzten Jahren die Bekanntschaft mit dem geschickten Porträtzeichner Weinhold und der talentvollen Familie des englischen Bildhauers Westmacott, der seine Büste modelirte und dereinst in Marmor auszuführen gedenkt, — besonders aber mit einem talentvollen jungen Franzosen, Félix Marande, welcher kaum in Dresden angekommen und voll Verlangen, den Sänger der Urania kennen zu lernen, im folgenden Gedichte um die Erlaubniß bat, Tieck'n seine Aufwartung machen zu dürfen:

Au jeune Franc, venu dans la vieille Misnie,
Ce pays le plus pur du langage allemand —
Pour aspirer plus près les fleurs de son génie,
Voudras-tu bien, Poète, accorder un moment?

Je ne te connais pas, Vieillard; mais je vénère
D'un amour si pieux le Barde en cheveux blancs!
Que n'eusse-je donné pour soutenir d'Homère
Ou la Lyre d'ivoire ou les pas chancelans!

Je ne te connais pas; mais ma vue éblouie
A suivi dans son vol sublime, radieux
La fille de ton coeur, ta divine Uranie,
Des déserts d'ici-bas s'élancant dans les cieux.

En concevant soudain un projet plein d'audace,
Ma Muse tressaillit à cette vision....
Oh Dieu! si je pouvais montrer à nu la face
De cet ange du ciel devant ma nation!

Et jaloux de bientôt te surprendre toi-même,
O Père glorieux de ta chaste Beauté,
Je formais pour son front un nouveau diadème
Du plus pur diamant à ma langue emprunté.

Et le coeur énivré de joie et d'espérance,
D'un boud je m'élançais près d'Elle sur son char,
Et fiers nous traversions le beau ciel de la France,
De la France ravie exaltant le regard.

Ne t'étonnes donc pas, si, jusque dans mon rêve
Du jeune Phaéton gardant le souvenir,
Barde, j'implore, avant que le Char ne m'enlève,
Un instant pour te voir, un mot pour me bénir!

Tiedge antwortete freundlich auf dieſe poetiſche Epiſtel, lud ihn zu ſich ein und ſtellte ihm, als dieſer den Entſchluß ausſprach, die Urania in das Franzöſiſche zu überſetzen, alle Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens vor.

Nichts aber vermochte ihn abzuhalten. Schon im Jahre 1838 erſchien der erſte Geſang mit dem Bildniſſe und Facſimile Tiedge's geſchmückt, dem bald die Ueberſetzung des Ganzen nachfolgte. Tiedge hatte unter ſein Bildniß, als Facſimile ſeiner Handſchrift, die Worte geſetzt:

„Oh! l'immortalité, la vertu, Dieu — voilà la Poésie de la Poésie.“

Félix Marande, eine jugendlich zarte Dichternatur, trug, als er das Gedicht von der Unſterblichkeit ſeinen Landsleuten in franzöſiſcher Sprache vorſang, ſchon den

ziemlich ausgebildeten Keim des Todes in sich. Seine Kräfte schwanden zusehends dahin und kaum hatte er die Aufgabe gelöst, so raffte ihn eine abzehrende Krankheit in der Blüthe seiner Jahre dahin.

Der frühe Tod des jungen Freundes ging Tiedge'n sehr zu Herzen. Als ihn wenige Tage darauf der Verfasser dieser Biographie besuchte, theilte er ihm trauernd die Nachricht mit und sagte voll Rührung: „Immer düsterer wird es in der Einöde meines Lebens. Einsam stehe ich da, ein entästeter Baum, von dem ein Blatt nach dem anderen abfällt!"

Einen vortheilhaften Einfluß übten auf seinen verwaiseten Seelenzustand die wiederholte Anwesenheit seines langjährigen Freundes, des geist- und gemüthreichen Dichters Christian August Gottlob Eberhard und der hochgebildeten Frau Charlotte von Ahlefeld, gebornen von Seebach aus Weimar, deren unter dem Namen Elisa Selbig erschienenen Romane, Erzählungen und Gedichte zu den vorzüglichsten Erzeugnissen unserer Literatur gehören.

Störten auch in der letzten Zeit die unberufene Dazwischenkunft einer dritten Person und andere Umstände, deren Auseinandersetzung hier nicht an ihrem Orte wären, die seit mehr als dreißig Jahren bestandene Harmonie zwischen dem Sänger der Urania und dem Verfasser des „ersten Menschen," so war hingegen das Zusammenleben mit Frau von Ahlefeld, die bei ungewöhnlicher Welterfahrung so schön die geistige Kraft des

Mannes mit der zarten Milde des Weibes zu vereinigen weiß, für Tiedge eine Quelle der höchsten und reinsten Freuden. An diesem ungewöhnlichen Geiste richtete sich sein Geist empor!

Fast gleichzeitig wurde ihm wenige Jahre vor seinem Tode auch die Ueberraschung zu Theil, Besuche von einigen seiner Verwandten zu erhalten, die ihm nie zuvor noch die Freude der persönlichen Bekanntschaft geschenkt hatten.

Tiedge hatte nämlich zwei Schwestern, und zwei Brüder. Die ältere von ihm so innig geliebte Schwester starb sehr früh und die Trauer über deren Verlust war, wie wir aus seiner Selbstbiographie gesehen haben, gewissermaßen die erste Triebfeder zur Entwicklung seines poetischen Talentes; die jüngere hingegen mit Namen Katharina, jetzt auch schon hoch betagt, lebt noch zu Frankfurt an der Oder und erfreute sich fortwährend seiner Theilnahme. Der älteste Bruder, Lehrer an der Stadtschule zu Frankfurt an der Oder, war unverheirathet, der jüngere, Pfarrer zu Beensdorf im Magdeburgischen, starb vor neunzehn Jahren daselbst und hinterließ zwei Töchter, von denen die ältere an den Pastor Pilarick in Zabakuk verheirathet ist, die jüngere aber, Cäcilie mit Namen, bei ihren Pflegeeltern im Hause des Superintendenten Brand zu Rathenow lebt.

Letztere war noch ein Jahr vor seinem Tode auf mehrere Wochen in seinem Hause. Erinnerungen aus der Jugend wurden durch die Gespräche von der Heimath wach, — und wie alte Leute ihr Gedächtniß für Perso-

nen, Sachen und Begebenheiten aus der Kindheit länger frisch erhalten, als für Dinge der Gegenwart, so ging Tiedge jedesmal nach Besuchen aus der Heimath mit neuem Eifer an die ihm sonst höchst unangenehme Arbeit der Selbstbiographie. Allein zum gewiß aufrichtigen Bedauern der Leser sank ihm bald wieder der heroisch gefaßte Muth und er legte die Papiere voll Mißbehagen in sein Schreibepult, bis wieder ein neuer Impuls kam; — dieser aber blieb leider stets sehr lange aus.

Wie er über diesen Gegenstand dachte und empfand, davon giebt ein Brief an den Professor Hasse in Leipzig vom 5. Januar 1830 ein merkwürdiges Zeugniß. Er lautet:

„Mein inniggeliebter Freund! Sie haben meinen Tag nicht wollen vorbeiziehen lassen, ohne ihm ein liebes Wort, ein Wort des Herzens entgegen zu rufen. Obwohl ich in der Regel kein Freund von den gewöhnlichen Begrüßungen solcher Tage bin, so hat mich doch die Ihrige innigst gerührt. Dieser Tag war zufällig derjenige, an dem ich den ersten Theil meiner Biographie endete. Aber nun kam es darauf an, das Manuscript mit der Feder in der Hand noch einmal durchzulaufen: das ist keine angenehme Beschäftigung; doch wollte ich mir sie erst von der Hand schaffen, ehe ich etwas Anderes vornahm, und so legte ich dann nebst anderen Briefen auch den Ihrigen, wiewohl sehr ungern, zurück. Doch das verzeihen Sie gewiß, mein edler Freund, denn wie könnte ich meinem Hasse schreiben mit einem Gemüthe, worin ein unheiteres Geschäft seine Umtriebe treibt.

Schwer ging ich überhaupt daran, mein Leben zu schreiben; aber mein Freund Eberhard ließ mir keine Ruhe, bis ich mich daran machte. Ich weiß und bin darauf gefaßt, daß dies Buch dreierlei Arten von Lesern in die Hände laufen wird: Einige Wenige werden wirklich Theil daran nehmen; Andere werden es gleichgültig oder höchstens neugierig durch die Finger gleiten lassen; noch Andere werden meinen, daß es gänzlich ungeschrieben hätte bleiben sollen. — Diesen Lesergattungen es recht zu machen dürfte wohl selbst dem lieben Gott unmöglich fallen, weil selbst Er nicht machen kann, daß ein Ding sei und zugleich nicht sei. Ich werde also ganz ruhig bleiben und von den neuesten ästhetischen Kleinmeistern, wie Sie solche bezeichnen, nichts lesen!"

In einem anderen Briefe vom 5. April 1831 schreibt er: „Meine Biographie, wovon ich zwei Abtheilungen ganz und die dritte halb vollendet habe, wird Fragment bleiben. Seit zehn Monaten liegt sie da und unterhält in mir den Kampf, sie zu vernichten oder höchstens die poetischen Brocken zuvor heraus zu nehmen, und mit ihnen und einigen andern Gelegenheitsgedichten, die der Aufbewahrung nicht ganz unwürdig sind, ein Posthumus zu hinterlassen. Verzeihen Sie, edelster Freund, den Erguß meiner trüben Stimmung, die sich mir unwillkürlich in die Feder gedrängt hat."

Mittlerweile nahete sich seine letzte größere Dichtung „Wanderungen durch den Markt des Lebens" ihrer Vollendung. Daran pflegte er selbst in weniger gün-

stigen Gemüthsstimmungen mit Freude zu arbeiten; denn er hatte ja, wie er selbst zu sagen gewohnt war, als Erdenpilger, der nicht umsichtlos seine Laufbahn durchschritt, jene Stelle erreicht, die man das höhere Alter nennt und wo man so gern in Gedanken still steht, um den zurückgelegten Weg zu überschauen. Da trat nun eine Schattenwelt von Erinnerungen ihm entgegen; einzelne Gestalten und Gruppen tauchten aus den Tiefen untergegangener Tage empor; in lebhaften Phantasiebildern stellten sich ihm die an ihm vorübergezogenen Erscheinungen dar, von denen die einen mit Wohlgefallen, andere mit bittern Empfindungen das Gemüth erfüllten.

Aus diesem Allem entwickelte sich nun ein Gemälde des vielseitigsten Weltlebens voll Licht und Schatten. Es nahm des Sehers ganze Seele ein und drängte den Greis, — wie dies überhaupt das Alter liebt, — den jüngern Freunden seiner Jugend davon zu erzählen. Diese Erzählung gestaltete sich zu Versen, die Verse zu einem größeren Gedichte, welches aber, so lange die männlich ernste und zugleich weiblich zarte Elisa von der Recke lebte, nicht an das Licht treten durfte. Als diese hinübergeschlummert war, riethen ihm sowohl Freunde als Buchhändler, die „Wanderungen" dem Drucke zu übergeben. Sie machten einiges Aufsehen und erfuhren bald die verschiedenartigste Deutung, so sehr auch der Verfasser in dem Vorworte den alten Martial den Kritikern zurufen läßt: „Absit interpres malignus!"

Um so wohlthuender waren für Tiedge'n unbefangene Stimmen, die der harmlosen Tendenz seines Werkes Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Wahrheitsliebend in allen Verhältnissen des Lebens und jeder Art von literarischer Vergötterung abhold, war er doch nichts desto weniger sehr empfänglich für öffentliche Auszeichnung und freute sich über das — wie er dachte — ihm gebührende Lob wie ein Kind über die Christbescheerung. Hasse hatte ihm zu Anfang des Jahres 1834 ein freundliches Dankschreiben, mit einem anerkennenden Worte für die Zusendung seiner „Wanderungen durch den Markt des Lebens" geschrieben. Darauf antwortete er: „Was für einen entzückenden Brief haben Sie, edelster Freund, mir über das letzte Product meines Geistes geschrieben. Freilich mußte ich bei der Lesung oft die Augen niederschlagen; daß ich es oft mußte, beweiset Ihnen zugleich, daß ich sie ebenso oft wieder aufschlug, wie ein Mädchen, das man hübsch nennet. Wenn ich gleich weiß, daß Ihre schöne verschönende Freundesseele manchen schmückenden Strahl auf mein Buch hat fallen lassen, den ich schon von selbst zurecht zu legen wissen werde; so will ich doch die erquickenden, erhebenden Worte in meinem Herzen aufbewahren, wie einen goldenen Kelch voll stärkender ambrosischer Tropfen, um daraus von Zeit zu Zeit einen Schluck zu nehmen, wenn kalte, Schnupfen bringende Lüfte von da oder dort mich antrotzen, welches nicht ausbleiben wird.

„Unser Anakreon Winkelmann *) hat es wahrlich von Herzen gut mit mir gemeint; nur wünschte ich, daß aus seiner Anzeige die Stelle weggeblieben wäre: daß ich jahrelang dem Alten Neues, ohne strengen Plan hinzudichtete. Nicht etwa als ob ich fürchtete, daß unselbstständige Urtheile meine Ausstellung als ein zufällig zusammen gewürfeltes Machwerk ansehen möchten, sondern weil jene Andeutung meiner Vorrede geradezu widerspricht, die ausdrücklich erklärt, daß die ganze Darstellung nur auf das Vormals, nicht auf das Jetzt, auf Altes, nicht auf Neues ihre Beziehungen sich erstrecken lasse; doch transeat! Aber näher am Herzen liegt mir die Berichtigung einer Anzeige des Cometen, der im Lobposaunenton solche Auszüge aus meinem Werke zusammengestellt hat, die mit Ausschluß derjenigen Stellen, welche ihnen das Gleichgewicht halten, grobe Mißverständnisse veranlassen müssen, so daß man mich leicht ohne Böswilligkeit zu der Schaar der Schreier zählen könnte, denen die Regierungen nichts recht machen, die sich nur im Verleumden gefallen.

„Ihre gütige Rettung, Ihre Vermittelung rufe ich an: irgend Jemanden zu veranlassen, der eine kurze Anzeige ohne allen polemischen Charakter und ohne Lob, in der Leipziger Zeitung oder sonst wo, von meinem Buche machte, jedoch mit Ansehung solcher Stellen, die

---

*) Der bekannte Archäolog Hofrath Carl August Böttiger, Verfasser der Sabina, oder die Römerin am Putztische.

einen mildern Geist und das Element der Unbefangenheit und Gerechtigkeit an sich tragen, zum Beispiel Seite 59 im ersten Buche. Sie allein, mein edelster Freund, können mich retten von einem Verdacht, der mich sehr beunruhiget und den ich doch wahrlich nicht verdiene."

Als ihn Hasse darüber beruhigt hatte, schrieb er als Antwort am 7. März 1834 an denselben zurück: „Aus voller Seele, mein hochgeliebter Freund, rufe ich Ihnen meinen herzlichsten Dank zu für die herrlichen Trostworte, die Ihr lieber Brief mir mitgebracht hat. Sie haben mich sehr beruhigt über jene hämische, wenigstens ekelhaft unverständige Lobposaunerei, womit ein Unberufener meine arglose Schrift begrüßt hat. Ich bereute schon recht schmerzlich, daß ich mich hatte bereden lassen, — und ehrlich gestanden selbst überredet hatte, ein so mißverstehbares Werk in einer so argwohnvollen Zeit vor das Publikum treten zu lassen. Auch wurde das Gefühl dieser Reue noch dadurch geschärft, daß ich die Warnung meiner hohen verewigten Freundin gegen die Ausgabe des ersten Theiles nicht beachtet und ein so heiliges Gesetz übertreten habe. Hierin liegt für mich ein Vorwurf, der mich ewig peinigen wird."

Aehnliche Gefühle beunruhigten ihn besonders bei jedem wichtigeren Abschnitte seines einförmigen Lebens. Hierzu gehörten sowohl der Geburtstag seiner verklärten Freundin Elisa (zwanzigste Mai) als sein eigenes Wiegenfest am dreizehnten December, welcher Tag — einer alten Gewohnheit zufolge, — wozu er dereinst selbst in

seiner Zerstreutheit die Veranlassung gewesen, in den letzten Jahren gefeiert wurde, obgleich er, wie seine Selbstbiographie erzählt, am vierzehnten December 1752 das Licht der Welt erblickt hat. Um so mehr beeilten sich Männer und Frauen aus fast allen Ständen, ihm besonders den vorgenannten Tag als einen wahren Festtag der Freundschaft so angenehm als möglich zu machen. Schon am frühen Morgen desselben weckten ihn gewöhnlich Laute derjenigen Sprache, die er am meisten liebte und am besten verstand, — der Musik — durch irgend einen Choral von Blaseinstrumenten, oder durch mehrstimmigen Gesang, — ein Genuß, den ihm seine Freunde abwechselnd zu bereiten sich bemühten.

Kaum hatte er sich von seinem Lager erhoben, so strömten die zahlreichen Freunde und Freundinnen herbei, um dem selbst im höchsten Alter noch jugendlich frischen Greise Glück zu wünschen. Heil- und Segenssprüche flossen aus jedem Munde. Niemand erschien mit leeren Händen; und war die Gabe noch so klein, — war es ein Gedicht, ein Kranz, ein Kupferstich, ein Buch, — sie fand dieselbe liebevolle Aufnahme, wie der werthvollste Gegenstand. Die Damen brachten Blumen mit und Früchte — und wußten, ungeachtet der für die Gaben des Frühlings und des Herbstes so ungünstigen Jahreszeit, das Zimmer doch zu einem Garten umzugestalten. Da fand sich denn auch manche Herzensergießung angehender Dichter und Dichterinnen in gebundener und ungebundener Rede, bald da bald dort von

bescheidener Hand in einen Blumenstrauß oder Kranz versteckt und wagte somit als Tagfalter der Literatur unter Flora's holdem Schutze den ersten Flug ihres Ein=taglebens: — Der große runde Tisch in Tiedge's Wohn=zimmer war gegen Mittag dann gewöhnlich mit solchen Libellen übersäet.

Nach dem einfachen Mahle, das außer seiner häus=lichen Umgebung nur wenige — auserwählte Freunde mit ihm theilten, sammelte er in einem kurzen Schlum=mer neue Kräfte für die Anstrengungen des Abends, wo der erfinderische Geist der Pflegetöchter *) mit jedem Jahre neue Festlichkeiten zu veranstalten wußte.

So wurde die Abendfeier dieses Tages im Jahre 1837 mit einem allegorischen Melodram: „Der Sänge=rinnen Streit auf Tiedge's Burg," welches Ernst von Brunnow gedichtet und ein Freund und Kenner der Musik componirt hatte, eröffnet **).

Vier junge Damen repräsentirten vier Länder: Preußen, als des Dichters Vaterland, — Italien, als das Land, wohin er so gern zurück dachte, — Curland, als seiner Freundin Elisa Heimath, — Sachsen, als

---

*) Anfänglich, nach dem Tode seiner hohen Freundin, Fräu=lein Mathilde Haupt, jetzt Gattin des geschickten Porträtzeich=ners V. Schertle, gegenwärtig zu St. Petersburg, und zuletzt Fräulein Auguste Engelhardt aus Dresden, die ihn bis zum Tode treu gepflegt hat.

**) Siehe Tiedge's Leben und poetischen Nachlaß, B. III. S. 269.

letzter Wohnsitz, — welche um die Ehre, ihn zu ehren, stritten, bis Urania (Frau Majorin Serre auf Maxen) mit der Sternenkrone auf dem Haupte und einem Lorbeerkranze in der Hand erschien und den edlen Wettkampf mit den Worten schlichtete:

Laßt ab von eurem Grolle!
Der Sänger, den ihr ehrt,
Ist nicht der kleinen Scholle,
Nicht einem Land bescheert.
Er, der das Lied gesungen
Von der Unsterblichkeit,
Das durch die Welt gedrungen,
Gehört der Ewigkeit!
Nehmt hin des Kranzes Spende
Und setzt ihn reich belaubt,
Damit der Streit sich ende,
Vereinigt auf sein Haupt!

Der berühmte Componist und Clavier-Virtuose Adolf Henselt, der gerade in Dresden anwesend war, begleitete den Gesang mit dem Pianoforte. Der ausgezeichnete Bühnenkünstler Pauli hatte das scenische Arrangement übernommen; denn diesem Gesang-Vorspiele folgte die Darstellung von zwei dramatischen Stücken von Tiedge's beiden Lieblingen, Theodor Körner und G. A. von Maltitz: „der Vetter aus Bremen" und „der alte Student."

Die Hauptrollen wurden durch die Fräuleins Weiß, Haupt und Helbig, sowie durch die Herren: Serre, Kühnel, Pappermann, Lengnick und Hasse dargestellt.

Herr A. Henselt hatte bereitwillig die Rolle eines Bedienten übernommen. Kammerherr C. von Wachsmann dichtete dazu nachstehenden Prolog, welcher von seiner jugendlich erblühenden Tochter Adolphine meisterhaft gesprochen worden ist:

Prolog.

Der Tag, Ihr Freunde, der uns heut' versammelt,
War stets ein Festtag uns, er war es Vielen,
Die schon geschieden, deren edle Namen
Jedoch verzeichnet stehn mit goldnen Chiffern
Im Buche der Geschichte wie der Dichtkunst. —
So wie wir heut vereint uns finden, um
Das Silberhaar des Freundes zu bekränzen,
Ihm darzubringen Wünsche, kleine Gaben,
Durch Sang und Spiel die Stunden ihm zu kürzen:
So fanden Freunde sich an diesem Tage,
Die ihm den Kranz gedrückt auf's edle Haupt,
Als braune volle Locken es umwallten,
Ward er gefeiert auf dem heil'gen Boden
Der ew'gen Roma, an der Tiber Ufern,
Im Angesicht von Tasso's heil'ger Eiche,
Des Capitol's, und von St. Peters Dom,
War's an Neapels Golf, am Fuß der Gletscher
Der alten Schweiz, an Vater Rhenus' Ufern,
War es am Strand der schilfumkränzten Ilm,
Es fanden Freunde sich, denn Tiedge's Name
Er hatte guten Klang, es lag ein Zauber
In diesem Namen, und Urania
Sie war's die Dankbare, die ihren Sänger
Mit diesem Zauber ausgestattet hatte.
„So, wie Du mich verherrlicht," sprach die Hohe,

„So will ich Dich verherrlichen! Was gäb' es
„Wohl nach der Liebe herrlicher, als Freundschaft!
„Nie soll ein Freund ermangeln meinem Sänger!"
Dies hörte Atropos die Neidische,
Ihr unerbittlich Eisen — es zerschnitt
Der Lebensfaden viele, die dem Sänger
Uraniens theuer waren; noch vor Kurzem
Raubt' ihm die Feindliche den liebsten Freund.
Tief war die Wunde, die sie ihm geschlagen,
Doch etwas giebt's, das sie nicht rauben konnte:
Des Freundes Wort, und Sang und Angedenken.
Wir feiern dieses, wenn wir Jenes hören.
Und die Gestalten, die er hat geschaffen,
Sie werden jetzt vor Eure Augen treten,
Bekannte Worte werdet Ihr vernehmen.
Ein wackrer Mime, überall gekannt,
Wo man die Kunst und ihre Priester ehrt,
Mit Fleiß und Sorgfalt hat er angeordnet
Was nöthig war, um würdig darzustellen
Des hingeschiednen Freundes Dichtung. Soll
Ich sie Euch nennen? — Wohl! — Es ist der alte
Student, das wohlbekannte Werk des allzufrüh
Entschlafnen. — Ihm folgt eine zweite Dichtung
Von Körner, jenem Edlen, der als Sänger
Und Krieger gleich berühmt war. — Maltitz, Körner,
Zwei Namen, die dem Herzen unsers Freundes,
Deß Fest wir feiern, theuer sind, und darum
Auch würdig sind der Feier dieses Festes. —
Und Du, Verehrter, dem dies Spiel geweihet,
Nimm freundlich auf, was guter Wille bringt:
Wie sie auch sei die Leistung, Du erkennest
An ihr, wie an dem Kreis, der Dich umgiebt,
Daß treu Urania ihr Wort gehalten.

Im Jahre 1838 gerieth man auf den Gedanken, durch lebende Bilder den Greis zu überraschen, in welchen die Entwickelungsstadien der Poesie durch Scenen aus den Meisterwerken der Dichter der alten, mittlern und neuern Zeit gleichsam symbolisch dargestellt waren.

Den Reihen eröffnete Virgil's Aeneide, — nebst der Iliade und Odyssee die Hauptrepräsentantin des classischen Alterthums und der epischen Dichtkunst.

Der Moment der Darstellung war von dem berühmten, durch Jazet's Grabstichel verewigten, Bilde Guerin's entnommen: Aeneas sitzt der auf einem Ruhebette hingegossenen Dido gegenüber und erzählt Troja's bejammernswerthes Geschick, während Anna, den Kopf in der Hand ruhend und auf die Lehne der Sella gestützt, den in der Gestalt des Julus verkappten und in dem Arme von Karthago's Königin ruhenden Eros bedeutungsvoll anblickt und den Liebesschmerz der geliebten Schwester ahnet.

Hierauf folgte eine Scene aus der Skalden-Periode des frühesten Mittelalters: Die goldgelockte Malwina trauert um ihren Heldensohn Oskar, während Ossian, der greise Barde, in die Saiten seiner Harfe schlägt, ihren Schmerz zu lindern.

Die dritte Vorstellung vergegenwärtigte das Wiederaufblühen der romantisch-epischen Dichtkunst in Tasso's befreitem Jerusalem: Der siegreiche Tankred findet die Christenfeindin Chlorinde, die heimlich er geliebt, hinsterbend auf ihrem Heldenpfade, schöpft in seinem Helme

den Quell des Heils, um noch vor ihrem Scheiden durch die heilige Taufe das schöne Sarazenenkind als Christusbraut in den Schooß der wahren Kirche einzuführen.

Im vierten Bilde ward der Triumph der neueren (deutschen) Dichtkunst in Schillers Carlos gefeiert: Der Prinz, von seinem fast übermenschlich großgesinnten Freunde Posa zum Erben hoher Hoffnungen auf Völkerparadiese eingesetzt, folgt der Stimme des Rechts und der Tugend und nimmt, von allen Banden der Leidenschaft befreit, vor der tugendhaften Elisabeth knieend zum letztenmale Abschied von seiner Königin, Mutter und Geliebten. Im Hintergrunde: Philipp und der Großinquisitor.

Das fünfte Bild war ein Impromptu aus des Dichtergreises eigenen Werken „Aennchen und Robert." Die darstellenden Personen waren: 1) Frau Majorin Serre, der Herausgeber dieser Biographie, nebst dessen Gattin und Fräulein Clotilde Förster; 2) Münzbuchhalter Dr. Kummer und Fräulein Leontine von Wachsmann; 3) Fräulein Helbig (jetzt Gattin des k. k. österreichischen Hauptmanns Baier in Josephstadt) und Advokat Pappermann; 4) Gräfin von Hoffmannsegg, Herr F. C. von Bachmayr, Dr. J. Meyer und F. A. Frenzel, Sohn; — 5) Fräulein Valeria Vogeler und Herr Otto Hasse.

Fräulein Therese von Winckel hatte die Güte, die Darstellungen mit passenden Musikstücken auf der Harfe zu begleiten.

Zum Verständnisse dieser lebenden Gemälde, denen

ein kleines Lustspiel „Die Damen unter sich" vorausging, hatte der Verfasser der „neuen Psyche und des Troubadours," Freiherr Ernst von Brunnow, Bruder des berühmten russischen Diplomaten, nachfolgenden Prolog gedichtet, welcher von Fräulein Adolphine von Wachsmann (als Kalliope) vorgetragen wurde:

Kalliope an den Sänger der Urania.

Heil, Tiedge! Dir, geweihter Mann der Lieder,
Mit edler Dichterstirn und Silberhaar!
Es stieg Kalliope vom Pindus nieder,
Gesendet von der Musenschwestern Schaar,
Dir Glück zu wünschen, und zu schmücken wieder,
Wie oft sie that, des Hauses Festaltar.
Was sich begiebt in Deines Kreises Mitte,
Verkünd' ich als Prolog nach Griechensitte.

Den Tag zu feiern, der uns heut erglänzet,
Was ziemt, so fragten wir, für uns're Wahl?
Sind Blüthen es, die Poesie gekränzet,
Sind es Gemäld' aus Licht und Farbenstrahl?
Sind's Töne, die Erato ihm kredenzet?
Ist es ein Denkmal von Hephästos Stahl?
Nein, Malerei und Plastik soll mit Tönen
Und Poesie zugleich den Dichter krönen!

Vier Sänger, die gleich Sternen uns umringen,
Sie sollen Dir mit Huldigungen nahn;
Ein Jeder möge Dir ein Bildwerk bringen,
Wie's ihm erschienen einst im heil'gen Wahn,

Wenn ihn Begeisterung auf Adlersschwingen
Entführt zur sonnenhellen Schönheitsbahn;
Das Leben soll das Künstlerwalten schildern
In lebensvollen lichtumflossnen Bildern!

Auf rollt der Vorhang bald der Aeneide,
Es spricht Virgil's unsterblicher Gesang.
Hier zeigt Aeneas sich, der Dardanide,
Dort Dido, die Karthago sich errang;
Huldvoll empfängt sie, wie der milde Friede,
Den Flüchtigen aus Troja's Untergang,
Und drückt Aeneas' Kind an ihren Busen
Und herzt und küßt den Sprößling von Kreusen.

Doch Venus, die den Helden einst geboren
Und ihm zur Gattin wünscht die Königin,
Hat Amor zum Gehülfen sich erkoren,
Stellt ihn verwandelt statt des Julus hin,
Daß mit dem scharfen Pfeil er soll durchbohren
Die unbewehrte Brust der Herrscherin;
Schon traf der Stahl, es schlagen bald die Flammen
Aus Beider Herz in Liebesgluth zusammen! —

Komm, zweites Bild, und steig' aus Meereswogen,
Du stolzes Inselland, Britannia!
In deinem Norden lieget bergdurchzogen,
Vom Nebelkleid umgürtet, Scotia;
Dort ruhet an des Ufers Felsenbogen
Ein hoher Greis, dem eine Jungfrau nah;
Ihr schaut Ossian, den Barden, und Malwinen,
Ihr Haar ist Gold, die Lippen sind Rubinen!

Sie weint um ihren Oskar, der im Streite
Des Schlachtenfelds ein Heldenjüngling fiel;
Da greift der blinde Harfner in die Saite,
Die sanft ertönt vom geistbewegten Spiel.
Er singt von König Krothar's herbem Leide,
Um seines Lieblingssohnes blut'ges Ziel,
Daß er im Mitgefühl für fremde Schmerzen
Das Weh ihr lindre, das sie trägt im Herzen.

Aus Schottlands nebelgrauen Thalgefilden
Führt euch die Muse rasch ins Palmenland;
Das Kreuzheer steht geschaart mit Schwert und Schilden
Vor Zions Burg, die in des Türken Hand;
Nicht eher rasten will es, bis die wilden
Barbaren sind von Christi Grab verbannt.
Wie Tapferkeit und Glaube sich verzweigen,
Das soll im dritten Bild Euch Tasso zeigen.

Hinsterbend liegt auf ihrem Heldenpfade
Chlorinde da, die Christenfeindin war;
Da fleht vom Sieger Trancred sie als Gnade,
Daß mit der heil'gen Tauf' er netz' ihr Haar;
Er schöpft im eignen Helm zum Himmelsbade
Den Quell, der aus dem Felsen sprudelt klar,
Und lös't dem Feinde seines Helmes Binden,
Und schaut, — die heimlich er geliebt, Chlorinden.

Jetzt noch ein Bild, das euch der deutsche Dichter,
Das Schiller euch in seinem Carlos giebt.
Sein Posa steht schon vor dem Sternenrichter,
Die Menschheit hat sein großes Herz geliebt;

Don Carlos ist sein Erbe, rein und lichter
Wird ihm das Herz, das Leidenschaft getrübt,
Es will der Gluth zur Königin entsagen
Und Posa's Freiheit hin nach Flandern tragen!

Schon hat der Glocke Abschiedsruf erklungen,
Ihr seht den Prinzen und die Königin;
Zum letztenmale hält er sie umschlungen,
Doch wankt er nicht, verwandelt ist sein Sinn,
Von höh'rer Hoffnung seine Brust durchdrungen,
Auf Völkerparadiese blickt er hin!
Doch abgelaufen sind ihm seine Horen —
Don Philipp naht mit den Inquisitoren.

Mein Amt als Prologus hab' ich verwaltet,
Ein Wort nur sei, o Sänger, mir gewährt:
Wie plastisch uns Virgil die Welt gestaltet,
So hast Du lebensvoll sie uns bescheert,
Wie die Natur des Ossian nie veraltet,
So steht in Bildern sie bei Dir verklärt,
Harmonisch hast, wie Tasso, Du gesungen,
Wie Schiller uns zur Freiheit aufgeschwungen!

Der 13. December des Jahres 1839 führte den heitern Greis in Italiens glückliche Gefilde, wo seine Erinnerung, eingedenk der schönen Reise von 1804 bis 1806, selbst im hohen Alter noch am liebsten weilte.

Blühende junge Mädchen (die Fräuleins Förster, Helbig und Dithmarsch) im malerisch schönen Costume von Ischia, Albano und Rom, begleitet von munteren Knaben (Centurius Graf von Hoffmannsegg und Johannes

Vogel von Vogelstein) in der Fischertracht von Neapel und Portici, brachten, trotz der Ungunst der winterlichen Jahreszeit, Blumen und Früchte aus Hesperiens Gefilden, während Andere durch Tanz, Gesang und Saitenspiel dem Dichtergreise die ewige Jugend vergegenwärtigten, welche ihm kurz zuvor der „Genius der Mit- und Nachwelt" in der anmuthigen Gestalt des Fräuleins Anna Bertholdi, Pflegetochter der Frau Majorin Serre, am „Altare der Menschheit" geweissaget hatte *).

Selbst der Orient beeiferte sich, zu dem Anakreon-Wiegenfeste seine Gaben zu spenden. Es war wiederum der nämliche Tag im Jahre 1840, als eine übergewöhnlich zahlreiche Gesellschaft in den wohlbekannten Räumen sich eingefunden hatte. Heiter mit freudestrahlendem Angesichte saß der Gefeierte, umgeben von einem bunten Kranze von Freunden und Freundinnen, behaglich und ohne das Geringste zu ahnen in seinem Lehnstuhle und drückte so eben nach Aufführung des von Herrn Cantor Mühle vortrefflich componirten und von acht jungen Männern vorgetragenen Rheinliedes seinen lebhaften Beifall aus, als die Reihen der Gäste sich öffneten und der muhammedanische Prinz „Raden Saleh Ben-Jachja **)" von der Insel Java in dem kleidsamen mor-

---

*) Man sehe das Gedicht: „Der Genius der Mit- und Nachwelt an Tiedge" von Gustav Erhard Bd. III., S. 226.

**) Raden Saleh, aus der javanischen Dynasten-Familie der „Jachja," dessen Oheim als Regent der Provinz Samarang jetzt den Holländern zinsbar ist, lebt seit Anfang des Jahres

genländischen Costume seines Vaterlandes, von zwei Schwestern in der malerischen Tracht der Prinzessinnen auf Java begleitet, vor den Sänger trat und sich ein naives Zwei-Gespräch entwickelte.

Zwei kleine Mädchen als Dienerinnen (Camilla Winkler und Clotilde Förster) melden die beiden Prinzessinnen, welche in der Person der Fräuleins Maria von Houwald und Ida von Düringsfeld die Anmuth und die Lebendigkeit des Orients vergegenwärtigen. Die Anreden waren von der Verfasserin des Romanzen-Cyclus „der Stern von Andalusien" und des Romans „Schloß Goczyn" in dem eigenthümlich gebrochenen Deutsch gedichtet, welches der Prinz zu sprechen pflegte:

Erste Dienerin.

Raden Saleh grüßet sehr
Und durch unsern Mund fragt an,
Ob zu Deinem Feste her
Zwei ihm Schwestern führen kann?

Zweite Dienerin.

Fürstinnen seit Stunden hier
Und von Deinem Fest gehört
Wollen, wenn es nicht verwehrt,
Grüßen Dich und wünschen Dir.

(Der Prinz seine Schwestern führend:)

1840 zu Dresden, wo er die berühmte Gemälde-Galerie fleißig studirt, und hat sich durch höchst geniale Gemälde von asiatischen Tiger- und Löwenjagden in der Kunstwelt einen achtbaren Namen erworben.

Saleh.

Meine Schwestern bring' ich Dir,
Sei zu ihnen, wie zu mir!
(Die Prinzessinnen knieen und grüßen.)

Prinzessin Zaida.

Frauen immer besser lernen,
Sprachen reden als der Mann,
Saleh wenig Deutsch erst kann.
Sieh! wir kommen aus der Fernen,
Und wir können Dir schon sagen
Wie wir sind hierher gekommen,
Und warum ein Schiff genommen.
Das uns über Meer getragen.
Siehst Du, Saleh war gegangen,
Und da war ein großes Leid,
Erde hatte traurig Kleid,
Blumen gar nicht wollten kommen,
Sonne gar nicht wollte scheinen,
Und wir nichts gethan als weinen.

Prinzessin Katidja.

Ja, das sehr betrübte Tage —
Ich und Schwestern immerfort
Dran gedacht, daß Saleh fort,
Immer tönte unsre Klage,
Aber einmal fort der Gram,
Weil ein Brief von Saleh kam.

Zaida.

Gram doch oft noch wiederkommen,
Oft noch traurig sah'n zum Strand,
Wenn wir lange nicht vernommen:
Saleh froh im fremden Land.

Katidja.

Saleh aber gut gewesen,
Briefe oft geschickt zum Lesen,
Schöne Bilder auch geschickt. —
Ach, so froh, als die erblickt!
Soviel bunt, und so viel schön,
Niemals müd' sie anzusehn,
Und noch nicht ein ganzes Jahr
Daß ein Brief der letzte war.

Zaida.

Und im Briefe stand geschrieben:
Saleh hier so gut gescheh'n,
Alle Menschen gern geseh'n,
Daß er wohnen hier geblieben;
Viele Namen auch drinn standen,
Doch am allermeisten fanden
Deinen wir, und Saleh schrieb:
Diesen Greis von Herzen lieb.

Katidja.

Sprach die Schwester: „sähe gerne
Diesen Greis mit Augen mein,
Sollt' es denn nicht möglich sein,
Daß wir könnten in die Ferne?"

Zaida.

Und wir es gekonnt; sie ließen
Fahren uns auf Fluth voll Schall,
Sagten: hofften überall
Werde Himmel uns umschließen,
Und so fuhren wir und dachten
Viel an Saleh und an Dich;

Saleh hat gefreuet sich,
Als wir Java's Gruß ihm brachten. —
Wirst auch Du nun Freude haben,
Wenn wir thun wie Andre auch
Hier nach Deines Landes Brauch,
Wünsche bringen Dir und Gaben?

Saleh.

Zaida, nur vielen Muth,
Dieser Vater immer gut!

Zaida.

Alle Güter Allah giebt
Frommen Menschen, die er liebt,
Dich auch liebet, weil Du fromm:
Allah's Freude zu Dir komm',
Allah's Gnade bei Dir wohne,
Und für Alles, was gethan,
Allah's Frieden Dich belohne
Und kein Uebel lassen nah'n! —

Katidja.

Und in Java da ein Baum,
Unter dem wohl Tausend Raum,
Für ein Volk ein Tempelhaus.
Er die Zweige breitet aus,
Früchte träget immerdar
Ueber duft'ger Blüthenschaar —
Du nun so viel Freunde haben,
Alle Herzen ohne Trug, —
Daß der Baum nicht groß genug
Sie zu schatten und zu laben.

Zaida.

Und in Java Vögel fliegen,
So viel hell von buntem Scheine,
Daß sie glüh'n wie Edelsteine,
Daß sie sich wie Blumen wiegen: —
Diesen schönen Farbenreichen
Deine Tage sollen gleichen! —

Katidja.

Und in Java immer Duft
Steigt aus Kelchen und aus Halmen,
Und in Java blaue Luft
Und in dieser hoch die Palmen,
Und wie Palmsaft süß und rein,
Soll Dein heilig Leben sein.

Zaida.

Hätten gern mit hergebracht
Früchte süß, und Blumenpracht,
Aber arme Blumen sterben,
Wenn sie abgebrochen sind,
Und die Früchte süß verderben,
Wenn nicht issest sie geschwind.

(Orangen von der ersten Dienerin nehmend.)

Diese Früchte drum gewählt,
Hier gereift in einem Haus,
Freilich Sonne hat gefehlt,
Sehen klein und ärmlich aus,
Aber da einmal so ist,
Nimm sie, weil Du gütig bist.

Katidja.

(Rosen von der zweiten Dienerin nehmend.)

Und die Blumen auch die Rosen
Heimathlich in Java sind,
Freilich haben sanftern Wind,
Um mit ihnen liebzukosen,
Aber doch erblüht auch hier!
Und ich bringe sie zu Dir,
Weil in Düften wohnet Leben,
Blumen immer Freude geben.

Saleh.

Aber nun ist Zeit zu scheiden,
Saget Lebewohl ihr Beiden!

Zaida.

Traurig ist zu gehen fort,
Aber wenn der Bruder spricht,
Schwestern dürfen säumen nicht.
Und so höre letztes Wort:
Oftmals noch erblicken sollst
Diesen Tag, ganz hell von Schimmer,
Aber dann auch immer, immer
Unserer gedenken sollst!

Katidja.

Dieses Wort auch meines ist,
Angedenken gieb uns Beiden;
Denn wenn Seele nicht vergißt,
Selbst das Meer nicht Macht zu scheiden!

Den Schluß des Festes machten Hymnen und geistliche Lieder, von dem schon weiter oben geschilderten

Männer-Chor ausgeführt und anspruchloses heiteres Gespräch unter den Anwesenden. Dies war der letzte Geburtstag, den Tiedge zu feiern so glücklich war; denn obwohl ihm der Besuch des Karlsbades, wohin er im Sommer 1840 zum erstenmale wieder seit dem vor acht Jahren erfolgten Tode seiner Freundin Elisa gereist war, und wo er in der Umgebung der drei Prinzessinnen von Curland und einem Kreise ausgezeichneter Fremden schöne Tage verlebt hatte, sichtbare Stärkung brachte, und er zu allen den Lieblingsorten seiner Erinnerung wallfahrten konnte, so nahmen doch die geistigen Kräfte zusehends ab.

Zu dieser bei der ungewöhnlichen Frische der Körperkraft um so betrübenderen Erscheinung mochte der Umstand nicht wenig beigetragen haben, daß Tiedge im Sommer 1838, als er in Begleitung seiner Pflegetochter Auguste Engelhardt mit dem Herausgeber dieser Biographie und dessen Gattin von einem Besuche bei der befreundeten Familie Serre auf Maxen heimkehrte, durch Ungeschicklichkeit des Kutschers am Lockwitzer Berge mit dem Wagen umgeworfen wurde, welcher Unfall nicht nur den Bruch des Nasenbeines und eine bedeutende Gesichtswunde, sondern auch eine große Erschütterung des Gehirns zur Folge hatte.

Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Standhaftigkeit trug der damals fünfundachtzigjährige Greis dies harte Geschick und die während der Operation und der darauf folgenden Krankheit bewiesene Geduld verdient

um so mehr als Beispiel für Jedermann hervorgehoben zu werden, als Tiedge zu den empfindlichsten und reizbarsten Naturen gehörte.

Wiederum hergestellt ließ er sich durch diese trübe Erfahrung keineswegs abhalten, noch häufig Landpartien zu Wagen nach Tharand und nach Friedstein zu den ihm befreundeten Familien Schwarz und Pilgrimm zu machen, oder in einer Gondel auf der Elbe nach Findlaters oder Uebigau zu fahren und sich so an der früher schmerzlich entbehrten schönen Natur in der Umgegend von Dresden zu erfreuen. Die allzugroße Fürsorge seiner Freundin Elisa von der Recke für seine und ihre eigene Gesundheit gestattete bei Spazierfahrten nie einen anderen als verschlossenen Scheibenwagen. Er streifte daher nach deren Tode diesen, sowie manchen mit Blumenketten ihm angelegten Zwang ab und überließ sich gern der unschuldigen Freude am Genusse der balsamischen Luft in Gottes freier Natur. Dies stärkte den Körper, doch vermochte es nicht, den Druck und die Allgewalt der Jahre zu beseitigen, die auch über ihn, wie über jeden Sterblichen, ihre Rechte geltend machten.

Das schon seit Jahren minder treue Gedächtniß wurde von Tag zu Tag schwächer, die Heiterkeit des Geistes, die sich so gern in schlagfertigen Bemerkungen, in Scherzen oder in Satyre Luft machte, verlor ihre Schärfe, das Urtheil die Spannkraft und selbst das sonst so voreilige Gemüth zog sich zurück hinter die Schranken einer theilnahmlosen Gleichgültigkeit.

Wie es beim höheren Alter zu geschehen pflegt, erlosch bei Tiedge allmälig alles Interesse an der Gegenwart und nur die Erinnerung vergangener Tage, an die Jugendperiode der zu Magdeburg und Halle verlebten Studienzeit, an den Aufenthalt in Halberstadt, Quedlinburg und Berlin vermochte den schlummernden Funken des Geist- und Gemüthlebens zu wecken.

Er ward nach und nach gleichgültiger gegen die Welt und Alles, was ihn umgab; doch der völlige Stumpfsinn der kindgewordenen Alterschwäche hat niemals über den Greis Herrschaft gewonnen. Davor hat ihn der Genius der Dichtkunst bewahrt. Bis zu dem letzten Athemzuge hatte er Momente, wo seine Phantasie in poetischer Begeisterung aufflackerte, und der Fesseln der Körperwelt entledigt in dem Vorgefühle des Jenseits sich selbstbewußt war.

Ein Lieblings-Thema seiner Gespräche und seines Nachdenkens war in späterer Zeit die Heilkunde. Die in den letzten Jahren gemachte Bekanntschaft mit einem jungen Arzte, Dr. med. Ehrhardt, den er mit Wohlwollen aufnahm und öfters bei sich sah, nährte diese Neigung. Stundenlang sprach er sich mit großer Lebhaftigkeit und mit seltenem Scharfsinn über die ihm gemachten Mittheilungen aus, und der Arzt zählt diese Stunden zu den schönsten und genußreichsten seines Lebens.

An Personen, die einmal seine Liebe oder sein Vertrauen gewonnen hatten, hielt er in treuer Anhänglich-

keit fest und umfaßte dieselben mit ebenso unerschütterlicher Liebe, als er im entgegengesetzten Falle durch keine noch so gute Handlung, selbst nicht bei den sprechendsten Zeichen der Reue oder der Besserung von der einmal vorgefaßten ungünstigen Meinung zurückzubringen war.

Letztere beherrschte ihn ganz; denn wenn man ihm solche Ansichten auch durch triftige Gründe momentan benahm, so kehrte er nichts desto weniger später immer wieder zu denselben zurück. Er konnte keine Beleidigung, ja nicht einmal kleine Reibungen oder Unannehmlichkeiten vergessen, noch weniger aber vergeben.

Diese immer tiefer wurzelnde Empfindlichkeit wurde selbst durch geringfügige Umstände gereizt und genährt. So konnte er zum Beispiel einen höchst achtbaren Buchhändler nicht leiden, weil einige wirklich unbedeutende Druckfehler in einem Aufsatze von Tiedge sich eingeschlichen hatten; vielleicht auch, weil der Buchhändler sich zu der neuen Dichterschule hinzuneigen anfing.

Im Uebrigen aber offen, gutmüthig, freigebig, in den letzten Jahren manchmal bis zur Schwäche, höchst lebendig bei interessanten Gesprächen, besonders über Personen und Sachen aus seiner früheren Zeit, freisinnig im edelsten Sinne des Wortes, gleichgültig gegen äußere Vortheile, handelte er oft mit der Genialität eines Dichters, der über allem Irdischen stehet.

Ganz eigenthümlich war bei ihm die Freude, die er am Freude Bereiten und hauptsächlich am Schenken empfand. So geschah es nicht selten, daß er z. B. ihm

dargebrachte Dedicationsexemplare von literarischen Erzeugnissen noch an dem nämlichen Tage, an dem er sie erhielt, aus keiner andern Absicht, als um damit Freude zu machen, an Jemanden Anderen, der dieselben zufällig zu lesen wünschte, wieder weggab und sogar häufig auch ihm dargeliehene Bücher und Gegenstände an Andere verschenkte, und alsdann in nicht geringe Verlegenheit gerieth, wenn der rechtmäßige Besitzer sein Eigenthum zurückverlangte.

Mit unbegrenzter Liebe und Verehrung hing er an dem sächsischen Fürstenhause und verfolgte mit besonders warmem Interesse die edle Denk- und Handlungsweise unseres allverehrten Königes, den er als Prinzen Friedrich öfters zu sehen das Glück gehabt.

In sichtbarer Erhebung sprach er oft zu dem Schreiber dieser Zeilen und zu seinem ehrwürdigen Freunde Demiani Worte des Dankes, in einem Lande zu leben, das unter solchem Scepter an innerer und äußerer Entwickelung allen andern Ländern deutscher Zunge als Musterstaat vorzuleuchten berufen zu sein scheint.

Alle Dichter sind Seher. Im Vorgefühle der nahen Auflösung sprach er abwechselnd von Sachsens Glück, von Preußens und von Europa's Hoffnungen. — Dieser Blick in die Zukunft war seine letzte Freude.

Den Winter von 1840 auf 1841 verlebte Tiedge in vollkommener Gesundheit. Er sagte oft: „er spotte, von Blumen und freundlichen Gesichtern umgeben, seiner

Strenge und er habe lange nicht so ein Gesundheitsgefühl und Kraft in sich gefühlt. Im Januar bekam er manchmal des Nachts und früh beim Aufstehen etwas kurzen Athem, doch da es nach dem Genuß von warmem Thee sich schnell verlor, den ganzen Tag nicht wiederkehrte und endlich ganz verschwand, hielt man dies Uebel für einen leichten Anfall von Grippe. Der Plan zu einer Reise im Frühjahr wurde entworfen. Nichts destoweniger wendeten — besonders in einsamen Stunden sich seine Gedanken auf den Tod und das Leben nach dem Tode. Dies waren schöne Stunden. Er sprach begeistert von seinen Hoffnungen und der Beruhigung, die der Gedanke: seine Stelle nicht unbezeichnet gelassen zu haben, und an die Vereinigung mit allen Edlen, die vorangegangen, gewährte. Oft wiederholte er das Wort theils zu sich selbst theils näheren Freunden: „unser Leben währet siebenzig, wenn es hoch kommt achtzig Jahre; ich habe also schon seit acht Jahren kein Recht mehr zu leben."

Wenige Abende vor seinem Tode, als er sich schon etwas unwohl fühlte, doch aber wie gewöhnlich auf seinem Lehnstuhle saß, flammte noch sein Herz in Begeisterung empor bei Vorlesung eines in der Zeitschrift „Europa" abgedruckten Gedichtes zum Lobe des Königs von Preußen, dessen neu begonnene Laufbahn alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

In den Stunden ernster Todesbetrachtung unterhielt er sich am liebsten mit seinem vieljährigen Freunde,

dem erfahrenen Geschäftsmanne Landrentmeister Pfarr, der schon Elisa's vollstes Vertrauen besessen, ernannte ihn zu seinem Testamentsvollstrecker und traf in Berathung mit demselben alle Anordnungen seines letzten Willens, wobei er seine geliebte Pflegetochter besonders bedachte, aber auch den Meisten seiner Bekannten nach dem Beispiele Elisa's irgend einen Gegenstand zum Andenken bestimmte.

Seine Verordnungen, ohne das geringste Leichengepränge und wie seine Freundin Elisa ohne Sarg begraben zu werden, legte er seiner Pflegetochter wiederholt an's Herz. Als diese und andere Freundinnen bei solcher Gelegenheit ihren Widerwillen über seinen Wunsch ohne Sarg begraben zu werden äußerten, gab er zur Antwort: „Sie können Recht haben, bei dem Abfassen des Testaments habe ich mir es nicht so genau überlegt; es ist auch höchst unangenehm zu denken, daß einem die naßkalte Erde so unmittelbar auf das Gesicht fällt — doch nun ist's geschrieben, ich kann's nicht ändern."

So stets mit Todesgedanken beschäftigt, aber in seltener Geistesheiterkeit, besuchte er noch einmal im Februar die Gesellschaft „Albina", sah am 28. noch einige ihm theure Freunde zu Mittag bei sich, wohnte am 1. März einer Vorlesung im Hause seines theuern curländischen Freundes Köler bei, wo er bis Mitternacht blieb. Er war die Nacht etwas unruhig, was dem Genusse einiger Gläser Champagner zugeschrieben wurde, schlief aber die darauf folgende Nacht sehr gut. Dann stellte

sich plötzlich kurzer Athem und Erbrechen ein. Durch Arzenei wurde es gehoben. Er sah den 5. März Abends Freunde bei sich und wurde heiter und belebt. Den 7. März klagte er über große Mattigkeit, schlief viel, unterhielt sich aber noch des Abends, wie schon weiter oben erwähnt, mit seinem alten liebsten Freunde Demiani. Die Nacht verging recht gut. Von den sämmtlichen Hausbewohnern wurde ihm die treueste Pflege zu Theil. Abwechselnd saßen Madame Pappermann, Fräulein Engelhardt und deren Mutter wachend an seinem Bette, um, wenn er hustete, gleich warmen Thee zu bringen.

Die Liebe und Freundlichkeit selbst lobte er jede Aufmerksamkeit und bedauerte, daß er gar nicht schlafen könne und dadurch so viel Mühe bereite. Als der Morgen anbrach, fiel er in einen ruhigen Schlaf. Alle seine Umgebungen waren gewöhnt, daß jeder Krankheitsanfall durch tagelanges Schlafen zur Besserung überging, und freuten sich, daß er am Morgen des 8. März nicht aufstand. Während des ganzen Vormittags verweigerte er Arzenei zu nehmen, und blieb ganz ohne etwas zu genießen. Er sprach nicht von freien Stücken, beantwortete aber jede Frage pünktlich.

Um 4 Uhr Nachmittag kam sein treuer Arzt, der gelehrte Hof- und Medicinalrath Dr. Seiler. Als er ihm den Puls fühlen wollte, zog er die Hand mit dem lebhaften Ausdrucke: „Sie sind kalt" zurück. Dieser befahl mit den gewöhnlichen Mitteln die Nacht hindurch fortzufahren. Noch hatte keine Ahnung des Todes seine

Umgebungen berührt. Sein Schlaf wurde unruhig, er warf sich fieberhaft hin und her. Um für die Nacht einen Beistand zu haben, schickte man nach dem erfahrenen Wundarzte, der schon früher mit liebevoller Theilnahme ihm beigestanden hatte. Er kam, gab ihm einige Tropfen, die er willig nahm, und bereitete schweigend ein Senfpflaster. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf und öffnete weit die Augen. Die an seiner Seite stehende Pflegetochter neigte sich vor, um hinein zu blikken — sie waren gebrochen! Ein leiser Schrei: „Gott, er stirbt" wurde mit einem bejahenden Zeichen des Arztes beantwortet. Der Kranke sank erschöpft, wie zum Weiterschlafen, nieder. Keine Zuckung oder Bewegung der Hand verrieth den geringsten Kampf, er athmete ganz leise. Almälig traten längere Zwischenräume des Athemholens ein, endlich stand der Puls still. — Die Seele war entfesselt. Der schönste Tod hatte das schönste Leben gekrönt. Die Uhr schlug drei Viertel auf Zwölf. Es war die Nacht vom achten auf den neunten März 1841. So wie im Leben Jeder, der sich ihm nahte, durch seinen Anblick erfreut wurde, so war es auch im Tode. Dieser hatte keine Macht über ihn. Heiter und scheinbar lächelnd war seine Leiche, die unzählige Menschen mit Liebe und Ehrfurcht betrachteten. Manches Wort des Dankes für geistigen Trost von Freunden, die die Gelegenheit nicht gehabt hatten ihn im Leben noch zu sehen, wurde jetzt an seinem Sarge laut. Die Section ergab, außer der durch den Tod hervorge-

brachten Lähmung der Lunge und einer kleinen Verhärtung im Herzen, keinen Fehler, sondern einen völlig normalen Zustand.

Am elften März Abends versammelten sich mehre Freunde und Freundinnen im Trauerhause zu einer Vorfeier des Begräbnisses, um die irdische Hülle des Mannes, den sie im Leben so hoch geachtet, auch noch im Tode zu ehren. Ein Lorbeerkranz ward um seine Schläfe gewunden, Blumen bildeten sein Bett und Palmen-Zweige mit flatternden weißen Atlasbändern deuteten sinnig auf die ewige Heimath des Friedens, in die der Sänger eingegangen war.

Ein vieljähriger treuer Freund des Verewigten, Freiherr Georg von Kleist auf Leegen in Curland, drückte voll Wehmuth das letzte Abschiedswort in folgendem am 10. März geschriebenen Gedichte in seine kalte Hand:

Blättchen, sei dem Dichtergreise
Treu' Geleit in's kühle Grab,
Folg' ihm auf der letzten Reise
In der Erde Schooß hinab.

Sei ihm, stillen Abschieds Zeichen,
Ruh' in seiner lieben Hand,
Die den treuen deutungreichen
Freundeshändedruck verstand!

Sag' ihm, wie des Schmerzes Weihe
Trauernd ihm ein Denkmal baut,
Würdig, daß es Trost verleihe,
Wenn die Sehnsucht nach ihm schaut.

Und das Denkmal haben Liebe,
Dank und Achtung ihm erbaut,
Daß es in dem Herzen bliebe,
Unentweiht durch Klagelaut!

Sag' ihm, Blättchen, daß die Seinen,
Weil ihm Gott nun Ruhe gab,
Nicht um seinen Hingang weinen,
Fromm ihn betten in das Grab.

Ruhen wird er sanft in Frieden,
Seiner Seelenfreundin nah,
Und, von Gott nicht mehr geschieden,
Schauen, was er geistig sah!

Am zwölften März hatte sich früh um acht Uhr ein großer Kreis von Freunden und Bekannten, von denen jeder Blumen- und Immortellenkränze vorangesendet, in dem Trauerhause versammelt. Der mit weißem Zeug ausgeschlagene Sarg war mit Eichen, Lorbeer, Myrten und Immergrün geschmückt. Feierliche Wehmuth ging lautlos, wie ein Engel des Friedens, durch die Versammlung; denn der Schmerz des gefühlvollen Menschen ist, wie die einsame Lampe an Gräbern, still und andachtgebietend. Da ertönte von acht Männerstimmen in leisen Accorden, nach der Melodie: „Jesus, meine Zuversicht u. s. w.", ein erhebender Trauer-Gesang *), worauf der würdige Pastor von Neustadt-Dresden in

---

*) Von den nämlichen Herren, die den Dichter so oft im Leben mit ihrem Talente erfreut hatten, veranstaltet.

die Mitte trat und nach gehaltvoller Gedächtnißrede den Segen über die Leiche sprach.

Das ebenfalls achtstimmig gesungene Lied:

„Ich bin Staub und muß daher
Auch einmal zu Staube werden;
Das erkenn' ich, doch wird Er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Um ihn sein mög' allezeit.

schloß die häusliche Vorbereitungs-Feier und der Zug setzte sich in Bewegung.

Nicht nur die Freunde des Verewigten, sondern selbst auch entfernte Bekannte, aus allen Ständen und von jedem Alter, folgten zu Fuße dem einfachen von sechs schwarzen Pferden gezogenen und mit Lorbeerkränzen geschmückten Trauerwagen.

Auf dem Friedhofe zu Neustadt-Dresden angelangt, wo ein Philipp Daniel Lippert, Johann Christoph Adelung, Nicolaus Bischoff und Friedrich Adolf Ebert ruhen und wo auch der berühmte Dresdener Todtentanz, der früherhin die Georgsburg (das jetzige königliche Residenzschloß) schmückte, aufbewahrt wird, gingen die Sänger voran und geleiteten unter Anstimmung des Liedes: „Nun bringen wir den Leib zur Ruh" den Zug bis zum Grabe, welches dicht neben der Ruhestätte der unvergeßlichen Elisa von der Recke aufgeschüttet war.

Hier nahm, nachdem eine Gesanges-Strophe der „Erinnerung jenseit des Grabes" gewidmet worden war, der Verfasser dieser Zeilen, ein langjähriger Freund Tiedge's, das Wort, um — als dessen literarischer Testamentsvollstrecker — im Namen der Versammlung dem heimgegangenen „Dichter" und „Menschen" ein treuinniges: „Have pia anima, have!" nachzurufen.

Es war ein schöner heiterer Frühlingsmorgen. Die Sonne sendete mild wärmend ihre Strahlen von dem azurnen Himmel herab. In den Momenten, wo man dem mütterlichen Schooße der Erde dies edle Samenkorn zu künftiger schönerer Blüthe anvertraute, schwang sich zufällig an diesem ersten heitern Frühlings-Tage eine Lerche hoch in die freien Lüfte dem freundlichen Lichte der Sonne näher und feierte mit jubelndem Gesange das Auferstehungsfest der Natur und Dessen, der zur Beruhigung so manches Zweiflers in melodienreichen Weisen den Ostermorgen der geistigen Auferstehung sang und — jetzt sich sonnt am Urquell der Wahrheit im Anschauen des ewigen Lichtes.

Der erhebende Gesang des Verses:

„Schlumm're sanft, wir seh'n uns wieder!
Ewig lebt die Sympathie;
Seelen, Geister sterben nie —
Schlumm're sanft, wir seh'n uns wieder!"

machte den Beschluß der rührenden Leichenbestattung, nachdem die vom Schmerze tiefgebeugte Pflegetochter

Auguste Engelhardt, stets gewohnt, dem theuren Lebenden alle Wünsche an den Augen abzusehen, eingedenk seiner Worte, dafür Sorge getragen, daß sein Gesicht, durch eine von Zweigen und Blumen geflochtene Maske geschützt, nicht unmittelbar von der kalten Erde berührt werden konnte.

Ein mit Blumen bewachsener Rasenhügel, von einem Eisengitter umzäunt, ist der einzige Schmuck des Grabes und die einfachen Inschriften: „Elisa von der Recke" und „C. A. Tiedge" bezeichnen an der östlichen Kirchhofmauer die Stellen, wo zwei im Leben durch die Harmonie der Seelen innig verbundene, nun auch im Tode vereinigte edle Menschen ruhen, deren Namen, — wenn Gräber und Monumente schwinden, — fortdauern werden in alle Zeiten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Falkenstein, Constantin Karl, 1801-1855 [Herausgeber] / Falkenstein, Constantin Karl, / Tiedge, Christoph August,

C. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß

Bd.: 2

Leipzig 1841

Biogr. 1159 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067392-2